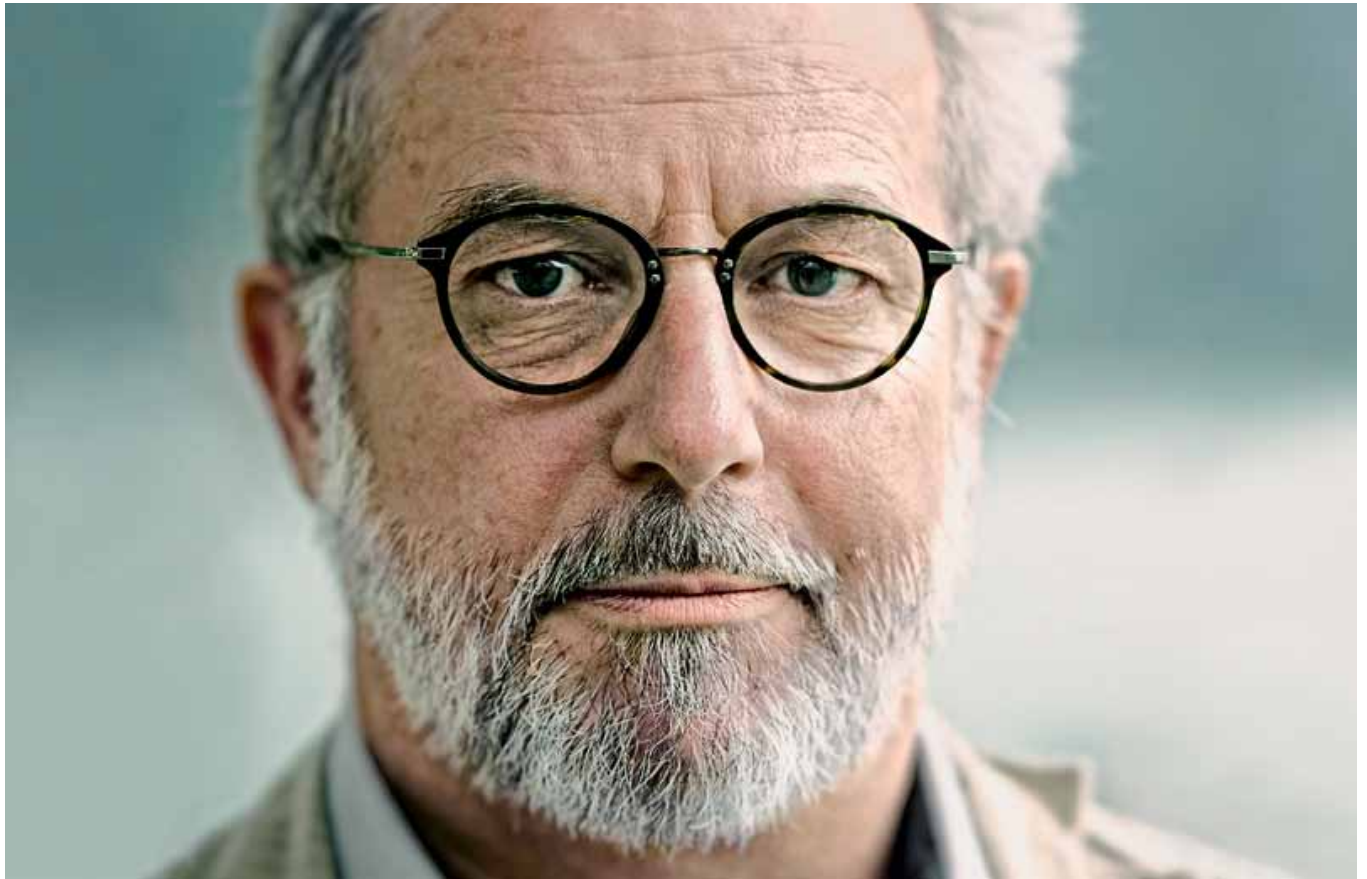


**Feindbild der Etablierten: Der unterschätzte Politiker Ulrich Schlüer**

Nummer 44 – 30. Oktober 2014 – 82. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



4 194407 006904

## Meine Heimat

Was bleibt, wenn alle Grenzen fallen. *Von Thomas Hürlimann*

## Die traurige Wahrheit über Bella Italia

Der neue Albtraum des Südens. *Von Nicholas Farrell*

FOLLOW YOUR OWN STAR



*the Rolling Stones*

EL PRIMERO CHRONOMASTER 1969  
TRIBUTE TO THE ROLLING STONES



★  
**ZENITH**  
SWISS WATCH MANUFACTURE  
SINCE 1865

Unser Streben nach Perfektion.

Senator Ewiger Kalender



*Glashütte*  
ORIGINAL

[www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com)

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

**Senator Ewiger Kalender.** Präzision und Kunst in einem wahren Klassiker vereint. Dieses Meisterstück an mechanischer Uhrmacherkunst begeistert Liebhaber bereits seit Jahren. Unsere Konstrukteure haben dafür gesorgt, dass diese Begeisterung bis ins Jahr 2100 anhalten wird. Genau bis zu diesem Jahr lassen sich Tag, Datum, Monat, Mondphase und Schaltjahr exakt vom Zifferblatt ablesen. Erfahren Sie mehr unter [www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com).

Leidenschaft für Qualität



**GÜBELIN**

Luzern Zürich Basel Bern St. Moritz Genève Lugano  
[gubelin-watches.ch](http://gubelin-watches.ch)

## Intern

An den linken Ökonomen Rudolf Strahm erging vor Monatsfrist der Auftrag, er möge doch bitte über die aus seiner Sicht grössten wirtschaftswissenschaftlichen Irrtümer der Gegenwart und ihre Auswirkungen auf die Schweiz berichten. Zur grossen Freude der Redaktion erklärte sich Strahm, sicher einer der klügsten und interessantesten Intellektuellen der Schweiz, nach kurzer Bedenkzeit bereit, sich der Herausforderung zu stellen. Er bat nur darum, den Text nach seinen Ferien abliefern zu dürfen. Das Resultat kann in dieser Ausgabe besichtigt werden. Strahm wird seinem Ruf gerecht als Denker, der ausserhalb der eingeübten Schablonen schreibt. Seite 40



**Angriffe und Verleumdungen:** Ulrich Schlüer.

Nicht alle, die es verdienen, bekommen die Anerkennung und den Respekt, der ihnen gebührt. Vielleicht gehört der Schweizer SVP-Politiker Ulrich Schlüer in diese Kategorie der Unterschätzten. Beim siebzigjährigen Zürcher kommt etwas Zweites hinzu: Er ist zur Zielscheibe heftigster Angriffe und Verleumdungen geworden. Deshalb hier die längst fällige Würdigung dieser faszinierenden Reizfigur. Die Erkundung von Schlüers Biografie führt in die Ferne: in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, in den Osten Deutschlands, in die Abgründe der deutschen Geschichte, aber auch auf die Sonnenseite einer Schweiz, die als Zufluchtsstätte verehrt wurde. Eines vorweg: Können Sie sich den Traditionsschweizer Schlüer in Rockermontur vorstellen? Alles ist möglich. Seite 30

Als Sven Michaelsen den Musiker Jan Delay in Hamburg zum Interview über den Spagat

zwischen Starkkarriere und Vaterpflichten traf, sprachen die beiden auch über Kindernamen. Dass Delay seine am 1. Februar geborene Tochter auf den Namen Carla Marie taufen liess, führte bei seinen Freunden zu der ironischen Frage, ob er künftig beim Italiener stets Calamari bestellen werde. Seite 68



**«Popstar der Astrophysik»:** Ben Moore.

Vor zwei Jahren besuchte Kulturredaktor Rico Bandle den Astrophysiker Ben Moore in dessen kleiner Wohnung in Zürich, die eher an eine Studenten-WG als an das Heim eines international renommierten Professors erinnerte. Moore hatte ein faszinierendes, populärwissenschaftliches Buch veröffentlicht über die Geschichte des Universums, das prompt zum Bestseller wurde. Nun hat der «Popstar der Astrophysik» ein neues Buch geschrieben, diesmal über die Entwicklung des Lebens auf der Erde und ausserhalb. Erneut hat Bandle den sympathischen Briten zu Hause besucht – mittlerweile allerdings wohnt dieser standesgemäss in einer hellen, grosszügigen Wohnung mit Blick über die ganze Stadt. Seite 64

Den Platz im Scheinwerferlicht hat sie nie gesucht. Ihr leicht entflammables Temperament hätte ihr da vielleicht Probleme bereitet, meint sie. Deshalb ist Anne-Marie Rey auch nicht so bekannt, wie sie von Rechts wegen sein sollte. Immerhin hat sie, oft mehr oder weniger im Alleingang, die Fristenregelung in der Schweiz durchgesetzt. Jetzt weibelt sie für die Ecopop-Initiative – und bleibt auch diesmal im Hintergrund. Leicht entflammbar ist ihr Temperament indes noch immer, wie *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl bei einem Besuch in Zollikofen feststellen konnte. Seite 22

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch  
**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo  
**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*),  
Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,  
Christoph Landolt, Christian Mundt,  
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),  
Florian Schwab, Mark van Huissingel

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Tom Kummer, Dirk Maxeiner,  
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,  
Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,  
Kurt Pelda, Peter Rüedi,  
Kurt Schiltknecht, David Schnapp,  
Hildegard Schwaninger,  
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),  
Simon Keller, Martin Kappler (Assistent)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger und  
Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,  
Gregor Szyndler, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)  
**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),  
Fabian Keller, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** anzeigendienst@weltwoche.ch  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch  
**Druck:** Ziegler Druck, Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



WELCOME TO OUR WORLD



Im Epizentrum extremster Missionen verlassen sich Ausnahmepiloten, die täglich Höchstbelastungen ausgesetzt sind, hinsichtlich Sicherheit ausschliesslich auf die leistungsstärksten Instrumente. Im Epizentrum extremster Missionen ist die Avenger von Breitling in ihrem Element. Die Avenger Modelle, ein Konzentrat aus Performance, Präzision und Funktionalität, zeichnen sich durch ihre ultrarobuste Konstruktion und ihre Wasserdichtheit von 300 bis 3000 Tiefenmetern aus. In diesen authentischen Instruments for Professionals ticken von der COSC – der höchsten offiziellen Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifizierte Automatikwerke. Willkommen in der Welt von Breitling.



AVENGER BLACKBIRD

**RUCKLI**  
seit 1898 goldrichtig  
AM BAHNHOFPLATZ LUZERN



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

# Pauschalsteuer

Die Schweiz wird dekadent.  
Die reichen Enkel verjuxen das  
Vermögen ihrer Grosseltern.

Von Roger Köppel

Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf bezeichnete die Pauschalbesteuerung in der Schweiz lebender Ausländer in der TV-Sendung «Giacobbo/Müller» als «nicht gerecht».

Wie kommt sie darauf?

Die Pauschalbesteuerung wurde 1862 im Waadtland aus finanziellen und touristischen Gründen eingeführt, später bundesrechtlich verankert. Es war kein finsterner Plan zur Bestrafung der einheimischen Bevölkerung durch die fiskalische Bevorzugung von Superreichen aus dem Ausland.

Die Erfindung hat sich bewährt. Die Pauschalsteuer bringt der Schweiz rund eine Milliarde Franken an Einnahmen und etwa 20 000 Arbeitsplätze.

Die Pauschalsteuer ist praktisch. Sie trifft wohlhabende Ausländer, die in der Schweiz kein Einkommen erzielen und ihr Vermögen in Firmen, Trusts oder anderen meist verschachtelten Strukturen im Ausland angelegt haben. Es ist für die Schweizer Behörden faktisch unmöglich, an die nötigen Informationen heranzukommen, also werden die reichen Ausländer nach ihrem Lebensstil und ihren Immobilien bewertet. Daraus wird ein bestimmter Betrag abgeleitet, der als Einkommen zu versteuern ist. Was soll daran ungerecht sein?

Die Gegner der Pauschalsteuer glauben, dass die Pauschalbesteuerten nach Abschaffung der Pauschalsteuer mehr und damit «gerechter» Steuern bezahlen. Das ist ein Irrtum.

Wird die Pauschalbesteuerung abgeschafft, hat der in der Schweiz lebende Reiche drei Möglichkeiten. Er kann erstens seinen Wohnsitz ins Ausland verlegen, wo ihm zum Beispiel London oder Monaco eine Situation anbieten, wie er sie vor Abschaffung der Pauschalsteuer in der Schweiz vorfand. Behält der Reiche trotzdem seine Villa oder sein Ferienhaus in den Bergen, zahlt er nur noch auf seiner Liegenschaft Steuern. Die Gemeinde geht leer aus.

Eine zweite Möglichkeit ist, dass der früher Pauschalbesteuerte in der Schweiz bleibt und eine Steuererklärung ausfüllt. Unter «Einkommen» gibt er dann einen Fantasiebetrag an, der ungefähr dem entspricht, was er vorher pauschal versteuerte. Da es keinen Lohnausweis gibt und die Schweizer Steuerbehörden nicht herausfinden können, wie viel der einst Pauschalbesteuerte im Ausland wirklich verdient,



Fimmel um «Gerechtigkeit».

enden wir wieder dort, wo wir schon mal waren: bei der Pauschalbesteuerung.

Als dritte Variante könnte der Nichtmehrpauschalbesteuerte vom Recht eines jeden Schweizer Steuerpflichtigen Gebrauch machen und seine Steuererklärung nicht ausfüllen. In dem Fall würden ihn die Steuerbehörden einschätzen müssen. Da ihnen die Informationen über das ausländische Vermögen fehlen, werden sie sich am Lebensstil und am Immobilienbesitz des Steuerzahlers in der Schweiz orientieren – wir sind wieder bei der ursprünglichen Pauschalbesteuerung.

Diese Überlegungen stammen nicht von mir, sondern vom renommierten Schweizer Anwalt,



Steuerspezialisten und Krimi-Autor Dr. Ulrich Kohli alias James Douglas.

Die Abschaffung der Pauschalsteuer hätte ebenso wenig mit «Gerechtigkeit» zu tun wie deren Einführung. Die Pauschalsteuer ist lediglich, typisch schweizerisch, ein praktisches Instrument zur Behandlung des Problems, wie man einen in der Schweiz lebenden wohlhabenden Ausländer, der hierzulande kein Geld verdient, steuerlich einschätzt ohne den totalen Überwachungsstaat.

Ich habe nie verstanden, weshalb sich vernünftige Leute für eine Politik einsetzen können, deren erklärtes Ziel darin besteht, reiche Ausländer, die in der Schweiz leben wollen, aber nicht mehr arbeiten müssen, zum Teufel zu jagen oder steuerlich auszuspressen. Kein Schweizer hat etwas davon, wenn Johnny Hallyday seine Pauschalsteuern künftig dem britischen Fiskus abliefern. Niemand gewinnt einen Rappen, wenn die Pauschalbesteuerten gehen. Aber alle profitieren, solange sie hier sind.

Alte, vernünftige Schweizer Einsicht, die im allgemeinen Fimmel um «Gerechtigkeit» in Vergessenheit zu geraten droht: Man sollte die besten Milchkühe melken, aber nicht schlachten. Reiche Menschen sind beweglich. Sie lassen sich dort nieder, wo sie sich willkommen fühlen. Wer will ihnen das verübeln.

Die angeblich so gerechtigkeitsstüchtigen Bekämpfer der Pauschalsteuer sollten ihrer Klientel einmal erklären, was so gerecht daran ist, wenn nach Abreise der Pauschalbesteuerten die Steuerausfälle von jenen weniger mobilen Bürgern getragen werden müssen, die es sich nicht leisten können, die Schweiz zu verlassen. Auch eine alte Weisheit, die in guten Zeiten gern vergessen geht: Wo es viele Reiche gibt, geht es auch den Armen besser.

Kein «Starker» zahlt mehr, kein «Schwacher» zahlt weniger, wenn die Ideologen der «Gerechtigkeit» ihr neidgetriebenes Vorhaben bewerkstelligen. Das Gegenteil ist richtig. Wenn die Reichen gehen, zahlen alle Bleibenden mehr. Und: Die Abschaffung der Pauschalsteuer torpediert die kantonale Steuerhoheit.

Zeitungskolumnisten, Meinungsmacher schwadronieren von «Werten» und «Redlichkeit». Ach was. Die Schweiz ist einfach dekadent geworden. Sie hat sich an den Wohlstand, an den Überfluss gewöhnt. Sorglos verjuxen die reichen Enkel das Vermögen, das ihre Grosseltern durch harte Arbeit und kluge Politik geschaffen und gepflegt haben. «Gerechtigkeit» ist zum Urschrei von Ideologen geworden, die den Wohlhabenden, den Tüchtigen und den Glücklichen mehr wegnehmen wollen.

Da alles hatten wir doch schon: Die allgemeine Umverteilung des Reichtums durch immer höhere Steuern endet immer in der allgemeinen Gleichverteilung der Armut. Der Schweiz geht es zu gut, wenn sie glaubt, auf leichtverdiente Milliarden verzichten zu können.



Energie mit Zukunft: Lombardini. Seite 46



Welthandel in der Sackgasse: Seite 40



Was ist bloss aus Italien geworden? Seite 48



Abtrünnige Genossin: Anne-Marie Rey. Seite 22

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 **Kommentar** Reformitis macht krank

11 **Im Auge** Danièle Nouy, Bankenkontrolleurin

12 **Privatbank** Sarasin Freies Geleit für die Kavallerie

12 **Verkehr** Gaga am Gubrist

13 **Personenkontrolle** Imhof, Egerszegi, de Weck, Sommaruga, Widmer-Schlumpf, Leuthard, Burkhalter, Maurer etc.

13 **Nachruf** Jack Bruce, Musiker

### 14 **Meine Heimat**

Thomas Hürlimann über ein bedrohtes Gefühl

16 **Die Deutschen** Fremde Feuer

16 **Wirtschaft** Chancen statt Quoten

17 **Ausland** Chinesische Widersprüche

18 **Mörgeli** Rinderwahnsinn statt Milchkühe

18 **Bodenmann** Nicht pauschalbescheuert

19 **Medien** Ess-Err-Geh

19 **Gesellschaft** Magie im Kopf

20 **Leserbriefe/** Darf man das?

## Hintergrund

### 22 **Mutter Courage und ihre Kinder**

Warum die Sozialistin Anne-Marie Rey Ecopop unterstützt

### 26 **Zweisinnig**

Differenzen in der FDP: Noser vs. Schneider-Ammann

### 28 **Die Mär der Diskriminierung**

Viele Frauen sind im Beruf einfach weniger ehrgeizig

### 30 **Der Gründliche**

Ulrich Schlüer, 70, einer der meistunterschätzten Politiker

### 35 **Genügsame Aargauer**

Wohin fliesst das Geld, das der Bund an die Kantone verteilt?

### 38 **Gross an die Familie**

Schweizer Fussballer outen sich als Nationalisten

### 40 **Vier schlechte Ideen**

Ökonom Strahm über die grössten ökonomischen Irrtümer

44 **True Wealth** Start-up für Swisscom?

### 46 **«Wir werden einen hohen Preis zahlen»**

Xpo-Chef Lombardini warnt die Schweiz vor Abhängigkeit

### 48 **Ciao Bella Italia**

Aus Dolce Vita ist ein Albtraum geworden

### 54 **Freie Bahn für russische Spione**

Hunderte russische Spione bewegen sich mühelos in Europa

58 **Amerika** Alles über die Zwischenwahlen

61 **Hollywood** Die ganze Wahrheit über Renée Zellweger

### 62 **Schweizer Medizin gegen Ebola**

Dass geforscht wird, ist für Afrika eine gute Nachricht

### 64 **Wir Ausserirdischen**

Uni-Professor Ben Moore stellt die Astrophysik auf den Kopf

ZAUBER | GLANZ



LACRIMA

*Diamantkollektion  
aus dem Atelier Bucherer*

**BUCHERER**

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich  
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | [bucherer.com](http://bucherer.com)



*Aversion gegen Birkenstock-Sandalen: Popstar Delay. Seite 68*

## Interview

### 68 «Generation von Weicheiern»

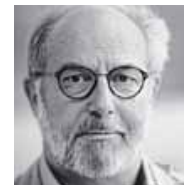
Jan Delay, einer der erfolgreichsten deutschen Musiker, blickt zurück auf seine Kindheit in einem besetzten Haus und spricht über sein neues Leben als Vater

## Stil & Kultur

- 72 **Stil & Kultur** Gans schön mysteriös
- 74 **Bestseller**
- 74 **Humor** Kabarettist Dieter Nuhr unter Beschuss
- 75 **Literatur** Wolfgang Herrndorfs Roman vor dem Selbstmord
- 75 **Jazz** Harry Edison Swings Buck Clayton (and vice versa)
- 76 **Top 10**
- 76 **Kino** «Deux jours, une nuit»
- 77 **Fernseh-Kritik** «10 vor 10»
- 78 **Namen** Caipirinha statt Sachertorte
- 79 **Hochzeit** Bea Paraire und Scott Johnson
- 79 **Thiel** Taschendiebe
- 80 **Wein** Grüner Veltliner Langenlois-Kamptal 2013
- 80 **Zu Tisch** Molekularküche in Barcelona
- 81 **Auto** Range Rover 5.0L V8 Supercharged LWB
- 82 **MvH trifft** Irina Beller, Millionärsgattin und Entertainerin

## Autoren in dieser Ausgabe

### Thomas Hürlimann



Der Schweizer Schriftsteller und Sohn von alt Bundesrat Hans Hürlimann (CVP) gehört zu den führenden Intellektuellen der Schweiz.

Letztes Wochenende nahm er den Alemannischen Literaturpreis in Empfang. Seine Dankesrede zum Thema «Was ist heute Heimat?» lesen Sie auf Seite 14.

### Rudolf Strahm



Der Ökonom und Buchautor war von 1991 bis 2004 SP-Nationalrat und von 2004 bis 2008 Preisüberwacher. In seinem Beitrag nennt

Strahm die grössten ökonomischen Irrtümer der Gegenwart und sagt, warum die Kluft zwischen Arm und Reich immer grösser wird. Seite 40

## Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



**DIE WELTWOCH**



Ja zu schuppenfreiem Haar.  
Ja zu mehr Natur.  
Ja zu RAUSCH.



Erleben Sie die befreiende Kraft der Kräuter mit dem RAUSCH Huflattich ANTI-SCHUPPEN SHAMPOO und der RAUSCH Huflattich ANTI-SCHUPPEN LOTION. Die ANTI-SCHUPPEN LINIE befreit nachhaltig und mild von Schuppen und reguliert die Kopfhaut. Juckreiz und Entzündungen werden spürbar gemildert. In Apotheken / Drogerien / Coop City Warenhäusern.

[www.rausch.ch](http://www.rausch.ch)

Huflattich  
(Tussilago farfara L.)



Noemi D./Gewinnerin  
RAUSCH-Modelwettbewerb



**Ich bestimme  
die Strategie.  
Dann übernehmen  
die Experten.**

**Vermögensverwaltung – so individuell wie Sie.**

Nutzen Sie das Können unserer Anlageexperten und profitieren Sie direkt von unserer globalen Finanzexpertise. Wir steuern Ihr Portfolio zielgenau nach Ihrer persönlichen Strategie.

[credit-suisse.com/invest](https://credit-suisse.com/invest)

## Reformitis macht krank

Von Philipp Gut — Ein Drittel aller Lehrer sei von Burnout bedroht, sagt eine neue Studie. Die Gründe lassen aufhorchen: Schuld sind fehlgeleitete Reformen. Sie verschleissen die Lehrer systematisch.



Die Schulstube ist ein Lackmустest für die Realität.

Eine neue Nationalfondsstudie sorgt für Schlagzeilen – und für Alarmstimmung in Schul- und Amtsstuben. Ein Drittel aller Lehrer sei stark Burnout-gefährdet. Zwanzig Prozent seien «ständig überfordert», so der Befund. Die von der Fachhochschule Nordwestschweiz durchgeführte Untersuchung fusst auf einer repräsentativen Umfrage bei 600 Lehrern von der 5. bis zur 9. Klasse.

«Burnout» ist zwar im strengen Sinn keine klinische Diagnose, und man mag im Boom des B-Worts durchaus auch eine Modeerscheinung sehen. Aber darum geht es hier nicht. Die Aussagen der Lehrer sind ernst zu nehmen, wie auch immer man dieses «Ausgebranntsein» medizinisch definiert.

Tatsache ist: Viele Lehrer leiden unter einer Belastung, die sie zunehmend als gesundheitsschädigend wahrnehmen. Beim Stress-test im Schulzimmer fallen immer mehr Lehrpersonen durch.

Laut den Studienautoren leiden Frauen und Teilzeitlehrer besonders unter Arbeitsbelastung und Stress. Das ist interessant und heisst im Umkehrschluss: Männern und Vollzeitlehrern geht es besser. Von beiden gibt es an den Volksschulen indes immer weniger. Die Feminisierung des Berufs und damit auch die Zersplitterung des Lehrkörpers in immer mehr Teilzeitlehrkräfte mit immer kleineren Pensen schreiten ungebremst

voran. Die Folgen: Der Koordinationsaufwand steigt, die Vor- und Nachbereitung der Unterrichtsstunden wird zu einer organisatorischen und logistischen Herausforderung. Mehr Absprachen, mehr Sitzungen, ein ständiges Kommen und Gehen im Klassenzimmer, Schule als bürokratisches Ungeheuer.

### Das Übel ist hausgemacht

Brisant sind die Ursachen des Phänomens: Die befragten Lehrer nennen in erster Linie die Störung durch schwierige Schüler, den gestiegenen administrativen Aufwand und neuartige Lernformen. Hinzu kommt die Schulorganisation nach den Grundsätzen des New Public Management. Das Stichwort heisst «geführte Schulen». Das kann gutgehen, wenn der Schulleiter eine Persönlichkeit ist und mit Augenmass agiert. Lehrer klagen allerdings, ihr Spielraum werde unnötig eingeschränkt. So werde ihnen beispielsweise vorgeschrieben, an welchem Tag sie mit ihrer Klasse auf die Schulreise gehen dürften.

Brisant, auch politisch, sind die angeführten Stressfaktoren deshalb, weil sie grösstenteils hausgemacht sind. Schuld sind eine abgehobene Bildungspolitik und fehlgeleitete Reformen. Sie treiben viele Lehrer an den Rand des Nervenzusammenbruchs.

Unfreiwillig legt die Studie offen, was in den letzten Jahren schiefgelaufen ist. Belastung durch schwierige Schüler? Die hat man gefördert durch die sogenannte Integration verhaltensauffälliger Kinder in die Regelklassen. Administrativer Aufwand? Den hat man vervielfacht durch eine bewusste Bürokratisierung der Abläufe. Neue, aufwendige Lernformen? Die hat man gepusht, während der Frontalunterricht, der als effizient, ruhig und stressarm gilt, von Bildungsexperten und Pädagogen für überholt erklärt und weitgehend aus den Schulzimmern verbannt wurde.

Fazit: Was die Lehrer krank macht, ist die Reformitis der vergangenen Jahre und Jahrzehnte. Die Schulstube ist ein Lackmустest für die Realität. Hier zeigt sich, was Reformen wirklich taugen. Für die Zukunft kann das nur heissen: Bildungspolitiker und -bürokraten sollten besser auf die Lehrer hören.

Zum Beispiel beim Lehrplan 21. Praktiker sagen schon jetzt, dass er viel zu kompliziert ist und nicht funktionieren wird. Noch ist Zeit, die Übung abzublasen. Sonst darf man sich nicht wundern, wenn die Burnout-Rate bei der nächsten Studie noch höher liegt.

## Stressfest



Danièle Nouy, Bankenkontrolleurin.

Als Danièle Nouy, junge Hochschulabgängerin und Mutter von zwei Kindern, sich in Bordeaux um einen Posten bei der Société Générale bewarb, das heisst: sich zum Wettbewerb meldete, erhielt sie von der Bank den Bescheid, Frauen seien für diesen Job nicht vorgesehen. Es half ihr nichts, dass ihr Vater ein hohes Tier bei der Banque de France war. Sie fiel im Durcheinander von Haushalt, Kindern, Umzügen und Berufsplanung auch durch die Aufnahmeprüfung der Eliteschule Ecole nationale d'administration (ENA), des Ordens der Mächtigen des Landes. Heute, vierzig Jahre später, zittern Europas Banken, oder zumindest die 25 Iuschen von 130 Instituten, vor Madame, die seit Anfang Jahr im Japan Center in Frankfurt aus luftiger Höhe den Stress-test organisiert und als «Bankenbändigerin» (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*) über die wichtigsten Geldhäuser im Euro-Raum wacht, Tag und Nacht, werktags und feiertags, denn diese hagere blonde Bretonin, mittlerweile 64, gilt als eine Art lebendes Kontrolllicht.

«Geduld und Diplomatie gehören nicht zu ihren Stärken», erklärt das Wirtschaftsblatt *Les Echos*, sie urteile schnell, manchmal zu heftig, aber sie suche nie das Rampenlicht. Sie sei keine Politikerin, sondern eine Technikerin. Um es mit einem Wortspiel zu sagen: Nicht Mario Draghi, der Chef der Europäischen Zentralbank, sei der wahre Drache der Währungsstabilität, sondern Danièle Nouy, die mit Mädchenname Police hiess. Daher auch ihr Nickname «Sheriff». Sie mag Kriminalfilme. Ihre ganze Laufbahn machte sie in der Finanzinspektion, lange Jahre bei der Banque de France. Ihr Schlüsselerlebnis hatte sie in den neunziger Jahren ganz nahe am Auge des Zyklons, als der Crédit Lyonnais fast unterging wegen seiner Immobilienskandale. Man hat Danièle Nouy auch häufig in Basel gesehen, während ihren neun Jahren im Dienst der europäischen Bankenaufsicht. Als sie dann 2010 die französische Banken- und Versicherungskontrolle übernahm, liess sich ihr Mann Jean-Yves als Präsident der grössten Krankenversicherung frühpensionieren. Kein Interessenkonflikt, kein Stress zu Hause. Peter Hartmann

## Freies Geleit für die Kavallerie

Von Florian Schwab — Schweizer Polizisten führten im Auftrag deutscher Steuerfahnder eine landesweite Razzia durch. Hat die Steuerverwaltung einen fragwürdigen Persilschein ausgestellt?



Roter Teppich: SPD-Politiker Steinbrück.

Am 24. Juli schickt der leitende Kölner Staatsanwalt, Marc Profanter, einen Brief an das Justizdepartement in Bern. Darin ersucht er um Rechtshilfe in Sachen «Steuerhinterziehung» und «Abgabebetrug». Die Beamten von Bundesrätin Simonetta Sommaruga übergeben den Fall an die Staatsanwaltschaft I des Kantons Zürich, spezialisiert auf Rechtshilfe. Nach gemeinsamer Vorbereitung mit den deutschen Auftraggebern rückt am letzten Freitag die Polizei aus und beschlagnahmt Akten an Geschäfts- und Privatadressen. Im *Tages-Anzeiger* freut sich ein deutscher Steuerfahnder: «Das ist ein Novum.»

Im Fokus steht auch Eric Sarasin persönlich, der Chef der Basler Privatbank J. Safra Sarasin. Er war vom deutschen Financier Carsten Maschmeyer angezeigt worden. Dieser hatte, neben weiteren Personen, in einen von Sarasin vertriebenen Fonds investiert, der sich eine zeitliche Unschärfe im deutschen Steuerrecht zunutze machte, die erst 2012 beseitigt wurde.

Vor dieser Änderung wurde bei Aktien-Leerverkäufen die Aktie während weniger Tage sowohl dem Verkäufer als auch dem Käufer wirtschaftlich zugerechnet. Terminierte man solche Transaktionen um den Tag einer Dividendenzahlung, so konnten sowohl der Käufer als auch der Verkäufer der Aktie beim Finanzamt die auf die Dividende einbehaltene

Quellensteuer zurückfordern. Die mehrfache Rückerstattung der nur einmal abgeführten Quellensteuer ist unter dem Namen Cum-Ex-Geschäft bekannt. Derselbe Zustand herrschte bis 2008 bei der Schweizer Verrechnungssteuer, worauf zurückzukommen sein wird.

### Rechtshilfesuch mit Mängeln

Was die Schweizer nicht wussten: Gut zwei Wochen vor der Razzia hat der deutsche Bundesfinanzhof (BFH), das oberste deutsche Gericht in Steuerangelegenheiten, einen wichtigen Entscheid veröffentlicht. Er hielt fest, dass neben dem Eigentümer der Aktie «womöglich» auch dem Käufer «gegenüber der Finanzbehörde der Anspruch auf Anrechnung oder Erstattung der Kapitalertragsteuer» zukomme. Mit anderen Worten: Gemäss oberstem deutschem Finanzgericht ist davon auszugehen, dass die Cum-Ex-Schlaumeierei zum fraglichen Zeitpunkt legal war. Demnach ist höchst zweifelhaft, dass überhaupt eine Steuerhinterziehung stattgefunden hat. Das Rechtshilfeersuchen würde somit an einem schweren Mangel leiden.

Voraussetzung für die Gewährung von Rechtshilfe ist die Strafbarkeit des Delikts in beiden Ländern (doppelte Strafbarkeit). Die Staatsanwaltschaft Zürich hat nach eigenen Angaben in einer groben Prima-facie-Prüfung die hiesige Rechtslage überprüft, nicht aber die deutsche. Es ist nicht die Schuld der Schweizer Behörden, dass die deutschen Kollegen wichtige Tatsachen verschweigen. Doch auch in der Schweiz gibt es klare Indizien, dass die doppelte Strafbarkeit nicht gegeben ist. Das Schweizer Bundesverwaltungsgericht (BVG) hat am 23. Juli 2012 die Schweizer Cum-Ex-Geschäfte vor 2008 für legal erklärt und die Eidgenössische Steuerverwaltung (ESTV) dazu verurteilt, die Verrechnungssteuer zurückzuerstatten. Mehrfach.

Bevor die Staatsanwaltschaft Zürich die Razzia anrollen liess, ersuchte sie bei der ESTV um eine Einschätzung der Rechtslage. Die Steuerverwaltung möchte sich nicht zu ihrer Empfehlung äussern. An dem Inhalt kann es angesichts der bewilligten Rechtshilfe kaum einen Zweifel geben. Dieser Persilschein der ESTV an die Staatsanwaltschaft steht im Widerspruch zum BVG-Urteil, in dem die Steuerverwaltung selber als Partei unterlegen war.

Vor ein paar Jahren drohte der ehemalige deutsche Finanzminister Peer Steinbrück der Schweiz noch mit dem «Einmarsch der Kavallerie». Mittlerweile reitet sie auf dem roten Teppich ungehindert ins Land.

## Gaga am Gubrist

Von Alex Reichmuth — Der Stau dauert an. Schuld sind lächerlich kleine Streitigkeiten.

Die Frage von Tele-Züri-Chefredaktor Markus Gilli an Jürg Röthlisberger war klar gestellt: «Was kostet es mehr, wenn der Bund die Wünsche der Gemeinde Weiningen für den Ausbau des Gubristtunnels erfüllt?» Doch der Vizedirektor und designierte Chef des Bundesamts für Strassen (Astra) vermied eine Antwort. Auf Nachfrage der *Weltwoche* gibt er sie nun doch: Beim Streit zwischen dem Bund und Weiningen um die Modalitäten des Ausbaus auf drei Spuren geht es finanziell um maximal zwanzig Millionen Franken. Weil man aber in Bern nicht bereit ist, der lärmgeplagten Gemeinde im Limmattal etwas entgegenzukommen, staut sich der Verkehr am Gubrist wohl noch bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag. Eben hat das Bundesgericht einem Rekurs aus Weiningen stattgegeben und entschieden, dass das Astra bezüglich der Über-tunnelung eines kurzen Abschnitts und der Platzierung eines Halbanschlusses auf Feld eins zurück muss.

### Bern muss sich bewegen

Die zwanzig zusätzlichen Millionen sind ein Klacks, verglichen mit den Summen, die in vergleichsweise einsamen Berggegenden zur Lösung von bescheidenen Verkehrsproblemen ausgegeben werden. Die Umfahrung von Giswil OW kostete 133 Millionen Franken, die Umfahrung von Flüelen UR 240 Millionen und die Umfahrung von Flims sogar 300 Millionen. ÖV-Ausbauten sind noch viel teurer: Für den neuen Durchgangsbahnhof in Zürich gab man zwei Milliarden Franken aus, die Neat kostet sogar 24 Milliarden – und nie würde beim öffentlichen Verkehr akzeptiert, dass wegen einiger lächerlicher Streitigkeiten die Entwicklung einer ganzen Region auf Jahre hinaus gefährdet ist. Bei Strassenprojekten hingegen schon. Gaga am Gubrist.

In den Berner Amtsstuben führt man an, es dürften keine Präzedenzfälle geschaffen werden: Wo käme man hin, wenn man allen Weiningen dieses Landes entgegenkommen würde! Doch der Ausbau des Gubristtunnels ist nicht irgendein Projekt. Es geht um die meistbefahrenste Autobahn und das derzeit schlimmste Verkehrsnadelöhr der Schweiz. Vergessen geht, dass Zürich der Wirtschaftsmotor des Landes ist und massgeblich den Wohlstand schafft, von dem auch die Hauptstadt profitiert – etwa über Transferzahlungen. Wenn Zürich steht, muss sich Bern bewegen.

## Personenkontrolle

### Imhof, Egerszegi, de Weck, Sommaruga, Widmer-Schlumpf, Leuthard, Burkhalter, Maurer, Schneider-Ammann

Das Niveau sinkt jedes Jahr, wenn Professor Kurt Imhof den Schweizer Medien ihr Zeugnis verteilt. So sprach er diesmal schon von «Verrichtungsboxen» für die Journalisten. Und seine These, dass die galoppierende Boulevardisierung zu mehr Populismus mit dramatischen Folgen für die demokratische Politik führe, liess er ausgerechnet durch Ständerätin Christine Egerszegi vortragen. Die gemäss Etikett freisinnige Aargauerin klagte darüber, dass die SVP mit 37 Prozent weit über Gebühr Resonanz finde, während die FDP nur auf 16 Prozent komme, mit ihrem Parteiprogramm als wichtigstem



Resonanz Erfolg: FDP-Ständerätin Egerszegi.

Kommunikationsereignis im letzten Jahr. Was Egerszegi nicht sagte: Sie verdankt ihre Resonanz vor allem dem *Blick*, in dem sie dieses Parteiprogramm zerfetzt. Und sie feierte ihren grössten Resonanz Erfolg, als sie von SRG-Generaldirektor Roger de Weck eine Entschuldigung forderte, weil ein SRG-Mitarbeiter beim Gurtenfestival Frauenbrüste vermessen hatte. (sät)

Auf dem Papier ist der Bundesrat bürgerlich. Wie kann es dann sein, dass er letzte Woche trotzdem einem Antrag von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) auf eine Lohnpolizei zugestimmt hat? Die Antwort gab am Dienstag die *Basler Zeitung*: Dem Antrag hätten neben den linken Bundesräten auch Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), Doris Leuthard (CVP) und gar Didier Burkhalter (FDP) zugestimmt. Ueli Maurer (SVP) und Johann Schneider-Ammann (FDP) dagegen stellten das letzte Häufchen der Aufrechten dar. Interessant an dem Entscheid ist, dass es Bundespräsident Didier Burkhalter offenbar für nicht opportun hält, in Wirtschaftsfragen zu seinem Parteikollegen zu halten, der dieses Ressort leitet – selbst dann nicht, wenn es ihn wie in diesem Fall gar nichts gekostet hätte, weil die Ja-Mehrheit aus drei Frauen plus Berset sowieso gesichert war. (fsc)

## Nachruf



Erfindung des Rockkonzert neu: Jack Bruce.

**Jack Bruce (1943–2014)** — Es war eine Verirrung, aber sie veränderte in gut zwei Jahren die Rockmusik für immer. Im Juli 1966 gründeten in London drei bereits bekannte Virtuosen die erste Supergroup und nannten sie mit dem gebührenden Selbstbewusstsein Cream: Eric Clapton, bei John Mayall schon als Gitarren Gott verehrt, Ginger Baker am Schlagzeug und Jack Bruce am Bass. In Glasgow in einer armen Musikerfamilie aufgewachsen, hatte John Symon Asher Bruce in London schnell zur Blueslegende Alexis Korner gefunden, mit dem Gitarristen John McLaughlin gespielt und als Session-Musiker Manfred Mann bei Hits ausgeholfen. Ins Rampenlicht katapultierte ihn aber erst Cream.

Das Trio überzeugte auch auf vier Studioalben mit vielschichtigen Songs, zumeist geschrieben von Bruce mit dem Lyriker Pete Brown. Vor allem aber erfand es das Rockkonzert neu: Mit ihren Marshall-Türmen auf beiden Seiten der Bühne lieferten sich Clapton und Bruce viertelstündige Duelle, dazu kam das Schlagzeuggewitter von Baker, dessen Schlachten mit Bruce auf persönlicher Abneigung beruhten. Das Trio ging denn auch schon Ende 1968 auseinander, Jimi Hendrix, Led Zeppelin oder Black Sabbath aber führten das Erfolgsformat weiter. Clapton und Bruce besannen sich auf den Song zurück – Clapton mit deutlich mehr Erfolg. Jack Bruce gab mehrere hochstehende Soloalben heraus und spielte weiter mit den herausragenden Namen seiner Zeit; das grosse Geld ging aber bis zu seinem Tod aufgrund der Spätfolgen einer Lebertransplantation von 2003 dank der gut zwei Jahre bei Cream ein. Markus Schär



Heimat ist das Auge, durch das wir die Welt anschauen.

## Heimat

# Das Glück, traurig zu sein

*Eine Rede von Thomas Hürlimann* — In Zeiten, in denen alle Grenzen geschleift sind, die Mauern gefallen, die Vorhänge zerrissen, stellt sich die Frage, wo man sich noch zu Hause fühlt.

In «Abendstunde eines Einsiedlers» entwickelt Johann Heinrich Pestalozzi anno 1780 eine «Theorie der Lebenskreise» des Menschen. Es ist der Versuch, Heimat zu definieren, innerlich und äusserlich. Die äusseren Lebenskreise sind für Pestalozzi: das Vaterhaus, das Berufsleben, Staat und Nation; die inneren: das eigene Gewissen, also das Sittengesetz, und Gott. Ins Zentrum unserer Lebenskreise, in die Heimat, werden wir hineingeboren. Sie ist unser Ort in Raum und Zeit und gibt uns den Horizont. Die Heimat, könnte man sagen, ist das Auge, durch das wir die Welt betrachten.

Der Titel, «Abendstunde eines Einsiedlers», deutet an, dass es anno 1780, wenige Jahre vor der Französischen Revolution, für das Auge zunehmend schwieriger wird, die klaren Umrisse zu erkennen. Es nachtet ein, innen und aussen. Die tradierten Ordnungen sind brüchig geworden, die Zeiten unsicher. Die Armut lässt die

Vaterhäuser zerfallen, und Pestalozzi ahnt, dass auch der innerste Kreis, Gott, seine Macht und Herrlichkeit zu verlieren beginnt. Gut hundert Jahre später wird Nietzsche, der sich selber als Propheten der Sonnenfinsternis bezeichnet, Gottes Tod verkünden. Fortan muss das Auge ohne göttliches Licht auskommen, und es fällt dem Menschen schwer, sich in der «Fülle der Abbrüche» (Nietzsche) zu orientieren. Im Untergangland sieht er weder den Himmel noch die Horizonte, ja kaum noch die eigenen Füsse. Heimat ade.

### Tränenkanäle falsch verbunden

In den frühen neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts focht ich mit einigen Schweizer Schriftstellerkollegen einen öffentlichen Streit aus. Ich wollte den Begriff Heimat nicht aufgeben, worauf mich Adolf Muschg und Dieter Bachmann, enthusiastiert vom ausbrechen-

den Globalismus, unter Faschismusverdacht stellten. Der Zufall wollte es, dass Bachmann und ich einige Jahre später in einem internationalen Zug der Schweizer Grenze entgegenrollten. Bachmann hatte eine Operation in einem römischen Krankenhaus hinter sich, wobei ein verhängnisvoller Fehler passiert war. Der Operateur hatte die Tränenkanäle falsch verbunden, so dass der arme Bachmann aus der Nase weinte und sich aus den Augen schneuzen musste. Klar, nun war ihm die Heimat doch noch lieb geworden: als Spital. In Zürich sollte der Römer Pfusch repariert werden.

Heimat, sagte ich, ist das Auge, durch das wir die Welt anschauen, und zweihundert Jahre nach Pestalozzi, hundert Jahre nach Nietzsche, kann man ohne prophetische Gaben feststellen, dass das Abendland den Abend seiner Zeit erreicht hat. Mit den Vaterhäusern sind auch die Kathedralen eingestürzt; die Nationen bemü-

hen sich, ihre Transformation in eine europäische Sowjetunion zu organisieren; das Sittengesetz diffundiert in Menschenrechte. So frei war der Ausblick noch nie. Alle Grenzen sind geschleift, die Mauern gefallen, die Vorhänge zerrissen, aber die Horizonte umwirbeln das Auge wie ein Taifun. Schauen wird da schwieriger, und fast ist man geneigt, den falsch operierten Bachmann für einen Phänotypen dieser Zeit zu halten. Rotz nimmt die Sicht, und aus der Nase tropfen Tränen. Haben sie also doch recht bekommen, die Abwracker des Heimatbegriffs? Sind Pestalozzis «Lebenskreise» verschwunden? Sind wir, mit Heidegger gefragt, ins «Unheimischsein» gestürzt?

### Das schönste Lächeln von Zürich

In den letzten drei Jahren ging es mir ähnlich wie Bachmann. Meine Heimat war das Uni-Spital Zürich, und zugegeben, beim ersten Betreten der Radio-Onkologie hätte ich nicht im Traum daran gedacht, dass ich je so denken und empfinden könnte. Da fielen mir nicht Pestalozzis Lebenskreise, vielmehr die Kreise in Dantes Inferno ein. Aber bald merkte ich, dass man in dieser kühlen Unterwelt von Engeln empfangen wird, von Dr. Najafi, dem iranischen Oberarzt, von einer deutschen Ärztin, einer britischen Oberschwester und philippinischen Strahlentherapeutinnen. Wenn sie mich für den Backofen präparierten, waren ihre Hände so sanft und sicher, dass ich mir wie im Puff zu Bangkok vorkam. Ich lernte eine Fülle von Nationen und Qualitäten kennen, und erinnere ich mich an das asiatische Lächeln, das mich jeweils empfing, wenn ich aus dem Backofen wieder heraussurrte, packt mich das Heimweh – es ist das schönste Lächeln von Zürich.

Die Schriftstellerin Katja Oskamp definiert Heimat berlinisch unsentimental. «Du bist da zu Hause, wo dein Zahnarzt ist.» Gut gesagt, nicht wahr? In einer Zeit, da es keine Vaterhäuser mehr gibt, sagen uns Zahnarztpraxen und Spitäler, wo wir hingehören. Dein Name steht in der Patientenkartei. Du bist in der grossen weiten Welt nicht verloren – anhand der Röntgenbilder deines Oberkiefers kannst du jederzeit identifiziert werden. Die Heimat ist das Auge, der Zahn dein Pass.

Sicherlich, in diese Art von Heimat werden wir nicht mehr, wie zu Pestalozzis Zeiten, durch die Geburt eingewiesen, aber diese Heimat, mag sie in einer Zahnarztpraxis, in einer Kneipe oder einer Berliner Mietskaserne liegen, existiert. Am 2. Oktober 1974 habe ich an der Lübbener Strasse 1 in Berlin-Kreuzberg meine erste eigene Wohnung bezogen. Am selben Abend wurde ich von einem im Haus wohnenden Studenten zum Bier eingeladen. «Wohnzimmer» hiess die Kneipe. Am Nebentisch sasssen einige Schwäbinnen, und die redeten so laut und erfahren über den weiblichen Orgasmus, dass es dem zugereisten Schweizer die Sprache verschlug. Zudem war der Student, der

mich eingeladen hatte, mit den Anführern der 68er Rebellion befreundet, ich vernahm auf einmal aus nächster Nähe das Rollen des Weltgeistes, und das war fast noch sensationeller als die heisse Diskussion über Wilhelm Reich, Penetration und G-Punkt. Der Student von damals ist heute Psychiater in Villingen-Schwenningen, und es freut mich, dass Martin Wellmer und seine Frau Conny heute hier sind. Wir haben uns nie aus den Augen verloren. Wir sind uns Heimat geblieben.

Ich freue mich, dass auch Gerda und Friedrich Denk nach Waldshut gekommen sind. Friedrich Denk ritt wie Don Quijote gegen die Windmühlen der sogenannten Rechtschreibreform an. Auf eigene Rechnung publizierte er auf einer ganzen Seite der FAZ die Namen der protestierenden Schriftsteller, zu denen selbst der greise Ernst Jünger gehörte, mit dem Effekt, das Don Denk eine Rechnung über 80 000 Euro ins Haus

### Die Heimat ist das Auge, der Zahn dein Pass.

flatterte, seine Stellung als Gymnasiallehrer in Stoibers Bayern wankte und der Unsinn, der das h aus den Spaghetti eliminierte, per Bürokraterlass eingeführt wurde. Don Denk hat den Kampfesmut nicht verloren. Sein neuestes Buch bricht eine Lanze für das Lesen, also für die wahre Heimat des Auges: die Literatur.

Eines Morgens klingelte es an der Tür meiner Wohnung in der Lübbener Strasse 1. Ein Herr,



So frei war der Ausblick noch nie: Autor Hürlimann.

der für Kreuzberger Verhältnisse auffallend elegant gekleidet war, sprach mit den im Hausflur spielenden Kindern türkisch. Wie ich später erfuhr, war er in seinen Lehr- und Wanderjahren Buchhändler in Istanbul gewesen und hatte auf Reisen durch den Vorderen Orient auf diversen Basaren Goethe-Gesamtausgaben verhökert. Auch spanisch sprach der Herr, denn eine Zeitlang hatte er einen berühmten Stierkämpfer von Corrida zu Corrida begleitet, wobei es seine Aufgabe war, im Namen des ranken Arenahelden dessen Liebespost zu beantworten. Siegfried Unseld hat den vielgewandten Abenteurer irgendwo in der kastilischen Hochebene aufgespürt und dazu überredet, in die Heimat zurückzukehren und den Schweizer Ableger des Suhrkamp-Verlags aufzubauen. Nun stand dieser Herr, Egon Ammann, vor meiner Tür, und für uns beide begann eine Freundschaft. Egon Ammann und Marie-Luise Flammersfeld, seine Frau, wurden meine Verleger, und ich durfte das Abenteuer ihres Verlags aus nächster Nähe miterleben. Es war mindestens so spannend wie Egons Reise durch das wilde Kurdistan, als Kugeln aus kurdischen Flinten in den mitgeführten Goethe-Gesamtausgaben steckenblieben. Egon und Marie-Luise haben für ihre Autoren Kopf und Kragen riskiert, und wenn ich vorhin gesagt habe, Heimat sei das Auge, das die Horizonte öffnet, dann finde ich diese Definition durch die berühmte Reihe Meridiane des Ammann-Verlags auf wundervolle Weise bestätigt. Der «Meridiane» ist der Längengrad von Pol zu Pol. Er vermisst die Welt.

### Querweltein zu Hause

Dieser Preis bedeutet mir sehr viel, denn trotz aller Abbrüche, Einstürze, Götterdämmerungen gilt die alte Wahrheit: Im Auge leuchtet die Welt, aber um sehen zu können, braucht das Auge ein Ohr, das hören kann. Mein Ohr ist auf das Alemannische gestimmt. Ich spüre es, wenn ich Karl-Heinz Ott, Arnold Stadler oder Martin Walser lese. Wohin immer es Walsers Figuren verschlägt, nach Amerika oder Weimar, ich reise und leide und liebe mit. Walsers Weltliteratur lässt mich querweltein zu Hause sein.

Sehr geehrte Damen und Herren, was ist Heimat? In wenigen Zeilen von Johann Peter Hebel hören wir ihren Klang.

*«In d Heimet wandle Herd und Hirt,  
der Vogel singt, der Chäfer schwirt; [...]  
Jez, denkt er, hani hochi Zit;  
Gott Lob und Dank, 's isch nümme wit.»*

Das ist das Glück, traurig zu sein. Ein weinendes und ein lachendes Auge. Ich danke Ihnen allen für den Alemannischen Literaturpreis.

Diese Rede hielt der Schweizer Schriftsteller **Thomas Hürlimann** letztes Wochenende in Waldshut-Tiengen, als er den Alemannischen Literaturpreis in Empfang nahm.

## Fremde Feuer

Von Henryk M. Broder — Wo ist der Aussenminister, wenn es brennt?



So etwas hatte Köln noch nie erlebt, nicht mal während der Karnevalssaison. Etwa 5000 «gewaltbereite Hooligans» lieferten sich letzten Sonntag auf dem Breslauer Platz hinter dem Hauptbahnhof eine Schlacht mit der Polizei, die mit 1300 Beamten zahlenmässig weit unterlegen war. Man habe weder mit so vielen noch mit dermassen gewalttätigen Demonstranten gerechnet, zudem hätten in Nordrhein-Westfalen zwei Bundesligaspiele stattgefunden, bei denen ebenfalls einige hundert Polizisten eingesetzt werden mussten, um die Fans auseinanderzuhalten, gab ein Polizeisprecher bekannt, als am Abend die Bilanz des Tages feststand: 49 zum Teil schwer verletzte Polizisten auf der einen, 17 Festnahmen und 57 Ermittlungsverfahren auf der anderen Seite, den Sachschaden nicht mitgerechnet, darunter ein umgeworfener Polizeibus.

Das Absurde war aber etwas anderes: Die «Hooligans» hatten, unterstützt von Neonazis und anderen Rechtsradikalen, zu einer Demonstration gegen «die Salafisten» aufgerufen. Was man sich etwa so vorstellen muss, als hätte die SS zu einer Demo gegen die SA aufgerufen, um Unheil vom deutschen Volk abzuwenden. Die Salafisten freilich nahmen die Herausforderung nicht an, sie blieben daheim, worauf sich die Hooligans an der Polizei abregierten.

Aber es kommt noch besser: Während in Köln der Strassenkampf tobte, machte sich der deutsche Aussenminister Frank-Walter Steinmeier wieder auf den Weg. Kaum von einer Dienstreise in Armenien und Aserbaidschan zurück, wo er beide Seiten aufforderte, ihre Streitigkeiten beizulegen, startete er in Richtung Nigeria, um der Regierung von Präsident Goodluck Jonathan Hilfe im Kampf gegen die Terrorgruppe Boko Haram zuzusagen. Dabei hatte der nigerianische Aussenminister nur eine Woche zuvor seinen deutschen Kollegen in Berlin besucht und ihm versichert, die Regierung in Abuja habe einen Waffenstillstand mit Boko Haram geschlossen, was die Gruppe ihrerseits allerdings nicht bestätigte.

Am 9. November, dem deutschen Schicksalstag, wollen die Hooligans in Berlin demonstrieren. Vor Steinmeiers Tür. Aber da wird der Aussenminister wohl wieder unterwegs sein, um fremde Feuer zu löschen.

## Chancen statt Quoten

Von Kurt Schiltknecht — Die geplante Einführung einer staatlichen «Lohnpolizei» ist kontraproduktiv. Gesetzlicher Zwang führt zur Diskriminierung der Frauen bei den Anstellungen.

Die Systematik und die Geschwindigkeit, mit der schweizerische Bundesräte und viele Parlamentarier die Marktwirtschaft aushebeln wollen, überrascht nicht. Immer weniger Bundesräte und Politiker haben eine Ahnung davon, wie ein Unternehmen funktioniert und welche Bedeutung freie Preise und Löhne für eine erfolgreiche Wirtschaftsentwicklung haben. Der neuste Anschlag auf die freie Marktwirtschaft ist die geplante Einführung einer «Lohnpolizei». Diese soll überprüfen, ob zwischen Mann und Frau Lohngleichheit besteht. Die Forderungen nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit und gleichem Lohn für Mann und Frau sind populär. Deshalb hüten sich die Parteien davor, solche Forderungen nach staatlichen Eingriffen in den Lohnbildungsprozess zu bekämpfen. Gleichheitsforderungen sind das eine, sie in der Praxis umzusetzen, das andere.

Es ist nicht einfach, zu definieren, was gleiche Arbeit ist. Am leichtesten fällt dies bei standardisierten Arbeitsprozessen. Wenn es um die Definition von gleichwertigen Arbeitskräften geht, stösst man schnell an Grenzen. Wenn die Unternehmen Arbeitskräfte suchen, geht es nicht nur darum, ob ein Stellensuchender die spezifische Arbeit ausführen kann. So möchten Arbeitgeber die Stellen mit Leuten besetzen, die möglichst lange beim Unternehmen bleiben, die die Fähigkeiten für einen beruflichen Aufstieg haben, die sich in einem Team einordnen können und Eigenschaften haben, die sich auf die Zusammenarbeit positiv auswirken. Die Liste von solchen Faktoren ist lang. Arbeitskräfte, die die gewünschten Eigenschaften erfüllen, haben für ein Unternehmen einen höheren Wert als solche, die nur die geforderte Arbeit erledigen. Deshalb sollte den Unternehmen nicht mit gesetzlich vorgeschriebenen Löhnen die Möglichkeit geraubt werden, denjenigen Arbeitskräften einen höheren Lohn zu zahlen, die längerfristig einen positiveren Beitrag zu leisten versprechen.

**Frauenarbeit wird bereits höher bewertet**  
Die Vorstellung, welche Qualifikationen ein Arbeitnehmer hat oder haben sollte, basiert zu einem Teil auch auf subjektiven und nicht genau messbaren Komponenten. Diese können von historischen Erfahrungen geprägt sein. In den letzten Jahren hat man sich in der For-

schung vermehrt mit diesen Faktoren beschäftigt und herauszufinden versucht, welchen Einfluss sie bei der Auswahl der Mitarbeiter und der Festsetzung von deren Löhnen haben. Vor allem bei der Erklärung der niedrigeren Frauenlöhne spielen solche Faktoren eine Rolle. In der Vergangenheit haben Unternehmen die Erfahrung gemacht, dass ein Teil der verheirateten Frauen nach der Geburt eines Kindes aus dem Berufsleben vorübergehend oder ganz ausscheidet. Die Wahrscheinlichkeit ist also gross, dass verheiratete Frauen im gebärfähigen Alter weniger lang bei einem Unternehmen bleiben als verheiratete Männer im gleichen Alter.

Für Angestellte, die nur kurze Zeit an einem Arbeitsplatz verweilen, lohnen sich Investitionen für die Weiterbildung weniger. Auch die mit einem Stellenwechsel verbundenen Kosten machen die Anstellung von Leuten mit einer kurzen Beschäftigungsdauer weniger attraktiv. Deren Ertragswert ist niedriger. Eine Durchsetzung von gleichem Lohn für Mann und Frau würde bedeuten, dass Männer bei der Stellenbesetzung bevorzugt werden. Solange die Kinderbetreuung ungenügend war oder Kinderkrippen fehlten, blieben Frauen mit Kindern der Arbeit häufiger fern. Auch das war ein Grund für die Bevorzugung von Männern bei gleichem Lohn.



In den letzten Jahren hat sich die wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation der Frauen mit Kindern verbessert. Als Folge davon nahm der subjektive Wert der Frauenarbeit zu, und die bisher beobachteten Lohnunterschiede zwischen Mann und Frau verkleinerten sich. Solange jedoch in den Unternehmen unterschiedliche Vorstellungen über die mit Frauen oder Männern erzielbaren Erträge bestehen, und diese kann man durch ein Gesetz nicht ändern, führt ein gesetzlicher Zwang zu gleichem Lohn nur zu einer Diskriminierung der Frauen bei den Anstellungen. Eine höhere Arbeitslosigkeit wäre das Resultat. In der Folge werden die Frauen gezwungen sein, ihre Arbeitskraft zu noch niedrigeren Löhnen anzubieten.

Eine nachhaltige Verbesserung der Lage der Frauen im Arbeitsmarkt lässt sich nur erreichen, wenn die historische Wahrnehmung durch neue Arbeitsmarktfakten korrigiert wird. Staatliche Eingriffe in die Lohnbildung oder Frauenquoten werden diese Wahrnehmung allerdings nicht positiv beeinflussen.



## Chinesische Widersprüche

Von Hansrudolf Kamer — China ist ein frühkapitalistisches Experimentierfeld mit einer Regierung, die leninistischen Ritualen huldigt.



Versteckt in einer Seitenstrasse mit grünen Platanen hinter dem Fuxing-Park von Schanghai steht das alte Wohnhaus von Sun Yat-sen. Nur wenig davon entfernt – im ehemals französischen Viertel – befindet sich das Backsteinhaus mit seinen rostroten Türkapitellen, in dem die Kommunistische Partei Chinas gegründet worden war.

Die jüngere Geschichte Chinas verdichtet sich in der glitzernden Handelsmetropole am Ostchinesischen Meer, die einen beispiellosen Aufschwung erlebt hat und heute zu den grossen Weltmetropolen zählt. Sie symbolisiert Chinas Aufstieg zur Grossmacht, der sich am Horizont abzeichnet und in Asien Kopfschmerzen verursacht.

Sun Yat-sen ist der einzige chinesische Politiker, zu dem sich alle bekennen können – die ehemaligen Bürgerkriegsgegner, jene auf dem Festland und jene auf Taiwan. Er gründete die Kuomintang und bereitete den Sturz der Monarchie vor. In der kurzlebigen Republik nach der Qing-Dynastie war er der erste Präsident. Auf der Erinnerungstafel steht zu lesen, er sei der Vorreiter der demokratischen Revolution gewesen.

Demokratisch ist China nicht geworden. Es ist auch gar keine Absicht zu erkennen. Seit einigen Jahren wird an den Mai-Feiern ein grosses Bild von Sun Yat-sen auf dem Tiananmen-Platz aufgestellt, während Marx und Lenin nicht zu sehen sind. Sein Bildnis prangt auch auf einer Schautafel im Museum in Yichang, das dem grossen Drei-Schluchten-Damm am Jangtse gewidmet ist. Er verkörpert für China wirtschaftlichen Aufbruch und Kontinuität mit der Vergangenheit.

Der äussere Eindruck – nach einer dreiwöchigen Reise von Hongkong nach Tibet, auf dem Jangtse weiter nach Schanghai – ist der einer kaum gebremsten Dynamik. Die grosse Triebkraft ist das Geldverdienen. Raubritterkapitalismus hat hier einen guten Namen. Wer seinen rebellischen politischen Geist zügelt, hart arbeitet und die richtigen Leute pflegt, kann es in diesem Land zu etwas bringen.

In Schanghai wird jedes Jahr ein Autotunnel unter dem Fluss nach Pudong gebaut – Zürich

lässt grüssen. In zwanzig Jahren wurde Ackerland in eine Grossstadt und ein Finanzzentrum verwandelt mit schwindelerregenden Wolkenkratzern. An den Ufern des Jangtse funkeln in der Nacht die beleuchteten Hochhäuser von Grossstädten, von denen man noch nichts gehört hat. Chongqing ist eine Riesenmetropole mit einer industriellen Basis, die alles in den Schatten stellt.

Wachstum begründet die Parteiherrschaft. Der neue Führer, Xi Jinping, seit zwei Jahren im Amt, sucht nach zusätzlichen Ankern, sollte die Wirtschaft ins Stottern kommen. Westliche Ideen über Demokratie wehrt er ab. Dagegen zitiert er Konfuzius und sucht Rat bei antiken Autokraten der chinesischen Geschichte, um die geistig-ideologische Wüste zu bewässern. Die Führungsrolle der Partei verdiente Respekt, weil sie «Werte» repräsentiere, die Tausende von Jahren zurückreichten. Genau gegen diese «Werte» waren Mao und Genossen einst ins Feld gezogen.

Henry Kissinger meint, dass Xi der grösste Reformen seit Deng Xiaoping werden könnte. Reformen sind in Gang gesetzt, etwa im Rechtswesen, beim Umweltschutz, alles natürlich, ohne die Parteiherrschaft anzutasten. Die endemische Korruption verstärkt die Unzufriedenheit mit «denen da oben». In Xian lamentiert eine Frau im mittleren Alter über

die Bereicherung der Parteilite und klagt sie an, sie habe das Leben ihrer Eltern mit der Kulturrevolution zerstört.

Ähnliches hört man überall. Die Militärpräsenz in Lhasa ist augenfällig. Man muss beim Fotografieren aufpassen, dass man nicht zufällig eine Kaserne erwischt. Gespräche, mit wem auch immer, werden hier vorsichtiger geführt.

Tibet ist für China wichtig. Das Dach der Welt gibt strategische Tiefe gegenüber Indien und Pakistan. Es ist reich an Bodenschätzen, die intensiv ausgebeutet werden. Das Hochland ist ein riesiges Wasserreservoir. Der Brahmaputra, der Irrawaddy, der Mekong, der Jangtse und der Gelbe Fluss entspringen hier. Den Leuten auf dem Subkontinent und in Indochina ist es nicht gleichgültig, was die Chinesen mit diesen Wasserläufen anstellen. Grossangelegte Umleitungspläne gibt es.

### Warnungen vor einem Chaos

Ob Kissinger recht bekommt, weiss niemand. Xi fördert den nationalistischen und nostalgischen Zeitgeist, während die wirtschaftliche Umgestaltung rapide weitergeht, Materialismus und Ungleichheit zunehmen. Warnungen vor einem Chaos sollen die Chinesen gegen westlichen Liberalismus und den Revolutionsbazillus impfen.

Von Revolution ist nichts zu merken, doch wer am lebhaften Bund in Schanghai flaniert, stellt fest, dass westliche Dekadenz längst angekommen ist. In einer Seitenstrasse bläst eine ältliche Blaskapelle «Preussens Gloria». Zahllose raffiniert geschminkte chinesische Bräute werfen sich vor den Kameras in wohlgeübte Posen. Selbst die zaghaft gelockerte Ein-Kind-Politik wird sich so nicht halten lassen.



Sucht Rat bei antiken Autokraten: Xi Jinping.

Mörgeli

## Rinderwahnsinn statt Milchkühe

Von Christoph Mörgeli

Unerhört: «Der Pharma-Konzern Roche baut mit drei Milliarden Franken den Standort Basel aus – trotz dem Ja zur Zuwanderungsinitiative.» Das «trotz» der trotzig Schlagzeile hat es in sich. Die Sendung «Rendez-vous» von Radio SRF 1 war masslos irritiert. Da hat der Staatssender den Staatszuhörern über Monate eine Staatskrise eingebläut: Das Ja vom 9. Februar zur SVP-Massenzuwanderungsinitiative bedeute den Verlust unserer Standortattraktivität. Das Aus für den Wirtschaftsstandort. Das Ende jeder Investitionssicherheit.

Und jetzt das. Der Pharma-Multi Roche richtet am traditionellen Standort Basel ein hochmodernes Forschungs- und Entwicklungszentrum sowie neue Bürogebäude für 3600 Mitarbeiter. Wieso er nicht in San Francisco oder Schanghai investiere, fragte der SRF-Journalist Konzernchef Severin Schwan streng. Charmant und geduldig gab der Österreicher dem Schweizer Staatsradio eine Lektion in Patriotismus: Gerade für ein globales Unternehmen sei es wichtig, «dass man weiss, wo die Wurzeln sind, dass man irgendwo eine Heimat hat».

Roche setze auch künftig auf die Schweiz, sagte Schwan. Und nannte Stichworte wie «langfristig gute Rahmenbedingungen», «Ausbildung», «vernünftige Steuerpolitik», «politische Stabilität». Nun warf der Befragte ein: «Wir haben eine Initiative hinter uns, wir haben eine vor uns, die beide nicht unbedingt politische Stabilität versprechen, sondern eher politische Unsicherheit.» Schwan meinte zur Massenzuwanderung, «dass wir gute, pragmatische Lösungen finden werden». Es folgte ein letztes penetrantes SRF-Aufbäumen: «Aber das heisst, die Rahmenbedingungen könnten sich verschlechtern, und das würde Roche dazu zwingen, sich neue Gedanken zu machen.»

Schon im April hat Radio SRF verkündet, die Erdölfirma Weatherford verlasse die Schweiz wegen der Massenzuwanderungsinitiative. Dabei wurde verschwiegen, dass es keine solche Begründung gab und dass die Firma hierzulande gerade mal vier Personen beschäftigte. Auch für die Schliessung von Electrolux musste die Massenzuwanderungsinitiative erhalten – in Wirklichkeit trägt die wirtschaftsfeindliche Swissness-Vorlage des Parlaments die Schuld. Den linken Medienmachern ist's einfach nicht wohl, wenn's den Schweizer Unternehmen wohl ist. Sie hassen die Milchkühe. Sie lieben den Rinderwahnsinn.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Nicht pauschalbescheuert

Von Peter Bodenmann — Selbst für Eveline Widmer-Schlumpf ist die Pauschalbesteuerung ungerecht.



Freude herrscht im goldenen Käfig: St. Moritz.

Die Zürcher Gemeinden haben dank der Abschaffung der Pauschalbesteuerung heute mehr Geld in der Kasse. In St. Moritz leben 100 Pauschalbesteuerte in millionenteuren Chalets und Appartements. Sie bezahlen zusammen pro Jahr 6 Millionen Franken in die Gemeindekasse. Das heisst 60 000 Franken pro Pflchtigen. Etwa gleich viel bekommen pro Jahr Bund und Kanton. Wie viele dieser Pauschalbesteuerten werden das Weite suchen, wenn die Schweizer an der Urne so abstimmen, wie die Zürcher bereits abgestimmt haben?

Im Gegensatz zu Zürich können die Bündner Pauschalbesteuerten nach einem absehbaren Verbot nicht in einen anderen Kanton ausweichen. Das heisst: Die wichtigste Fluchttüre ist zu. Die Villen und Appartements der Pauschalbesteuerten sind Erstwohnungen. Man kann diese nach einem allfälligen Wegzug – wenn Vera und Franz Weber das Referendum ergreifen – nicht mehr als Zweitwohnungen nutzen. Und erst recht nicht als Zweitwohnungen verkaufen.

Als potenzielle Käufer kämen fast nur Skilehrer und Küchenchefs in Frage, sie bezahlen heute für ihre Mietwohnungen viel zu viel. Und würden sich über günstigen Wohnraum freuen. Wer wegzieht, müsste folglich einen Millionenabschreiber auf seine Immobilie machen. Die Pauschalbesteuerten sassen in der

Franz-Weber-Falle. Dazu kommt: Amerikanische, deutsche und französische Geheimdienste jagen Steuerhinterzieher und Steueroptimierer. Wer seinen Wohnsitz nach einem Verbot der Pauschalbesteuerung verschiebt, macht sich verdächtig, wird kontrolliert.

Pauschalbesteuerte sind nicht Pauschalbescheuerte. Die grosse Mehrheit von ihnen wird in St. Moritz bleiben. Besonders wenn die Gemeinde St. Moritz ausserdem die Steuern für alle massiv senken kann und wird, da zwei Drittel der Pauschalbesteuerten bleiben.

Nicht genug der erfreulichen Nachrichten aus dem Alpenraum: Walliser Treuhänder haben offenbar einen Berner Professor beauftragt, einen wasserdichten Gesetzesartikel für die Lex Weber vorzubereiten. Die Stossrichtung: Erben dürfen nach dem Tod eines steuerpflichtigen Erstwohnungsbesitzers dessen Wohnung als Zweitwohnung nutzen oder auch verkaufen.

Für die Bündnerin Eveline Widmer-Schlumpf ist die Pauschalbesteuerung «ungerecht». Die Wendige wird im Fall der Annahme schneller als alle ändern die Idee der Walliser Liegenschaftsverwalter aufgreifen. Dies im Interesse ihres Heimatkantons und von St. Moritz. Freude herrscht nächstens im goldenen Käfig, «Top of the World».

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Ess-Err-Geh

Von Kurt W. Zimmermann — Es gab schon viele dumme Vorschläge zur SRG. Der dümmste bisher stammt von Avenir Suisse.

Noch pathetischer konnte man es kaum sagen. Der Institution obliege «die Sicherung der Meinungsvielfalt sowie Informationsfreiheit als wesentliche Grundpfeiler der demokratischen Gesellschaft».

Mit solchem Pathos wies 2014 das deutsche Verfassungsgericht eine Beschwerde gegen die Gebühren von ARD und ZDF ab. Geklagt hatte ein Bauunternehmen.

Was nun geschah, war nicht überraschend. Alle fanden das Urteil gut. Die linken Politiker fanden es gut, die Mitte-Politiker und die Rechts-Politiker fanden es ebenso gut.

Öffentliches Radio und Fernsehen in Deutschland ist unbestritten.

In Österreich ist es genauso. Der ORF ist unbestritten. In Frankreich sind France 2 und France 3 genauso unbestritten. In Italien ist die Rai unbestritten (ausser vorübergehend beim Konkurrenten Silvio Berlusconi).

Nirgendwo auf diesem Planeten gibt es harte Debatten über die Rolle des öffentlichen Rundfunks. Ausser in der Schweiz.

Die Schweiz hat eine merkwürdige Obsession in Bezug auf ihren Staatsfunk. Unablässig lancieren Interessengruppen irgendwelche Vorstösse zur Stärkung oder Schwächung der SRG. Das Spektrum der Besorgten reicht von Gewerbe- bis Verlegerverband, von SVP bis SP, von Frauenorganisationen bis Qualitätsstiftungen.

Letzte Woche hat sich auch noch Avenir Suisse, der bekannteste Think-Tank des Landes, in die SRG-Obsession eingebracht. Avenir Suisse kommt dabei immerhin das Verdienst zu, unter all den dummen Ideen rund um die SRG die dümmste Idee von allen zu haben. Aber darauf kommen wir noch.

Warum diese merkwürdige Obsession? An einer Dominanz der SRG kann es nicht liegen. Die öffentlichen TV-Sender erreichen bei uns einen Marktanteil von dreissig Prozent. In Frankreich ist der Staatsfunk beim Marktanteil fünf Prozent schwächer, in Österreich liegt er vier, in Deutschland und Italien zehn Prozent höher.

Die SRG ist im Spiegel einer nüchternen Marktbetrachtung kein Monopol. Ihr Problem ist nur, dass ihr Abstand zum einheimischen Zweitplatzierten so riesig ist. Nummer zwei der Schweizer Sender ist 3+, der gerade mal zwei Prozent des Publikums erreicht. Die eidgenössische SRG hat keine eidgenössischen Widersacher, sondern nur landesfremde Konkurrenten.

Das ist einzigartig. In anderen Ländern stehen die staatlichen Kanäle in direktem Wettbewerb zu privaten einheimischen Konkurrenten. Das vermittelt das Gefühl eines aus-



Schnapsidee: Avenir-Suisse-Chef Schwarz.

gewogenen Marktes. Bei uns gibt es das nicht. Der helvetische Sonderfall führt darum zu skurrilen Ideen. Der neuste Vorschlag zur SRG stammt von Avenir Suisse. Der Vorschlag ist dermassen dumm, dass wir ihn zur Erheiterung kurz wiedergeben wollen.

Die SRG hätte nach Avenir Suisse keine eigenen Kanäle mehr. Sie würde aber gebührenfinanzierte Sendungen für Dritte herstellen, als sogenannter *public content provider*. Die SRG würde also die «Tagesschau» produzieren und den «Donnschtig-Jass» und die Übertragung der Lauberhornabfahrt.

Ausgestrahlt aber würde das nicht mehr über die SRG-Kanäle, sondern nur noch über private Sender wie Tele Bärn, Tele Top und Tele Diessenhofen.

Die Schnapsidee von Avenir Suisse würde damit garantieren, dass es in der Schweiz ein landesübergreifendes Einheitsprogramm gäbe. Die meisten Privatsender würden sofort aus Kostengründen weitgehend auf eigene Programme verzichten. Das einheitliche Hauptprogramm käme aus der Zentrale der SRG, dem *public content provider*.

Noch nie gab es in der Schweiz einen Vorschlag, der dem kommunistischen Ideal einer zentralistischen Medienlenkung so nahe gekommen ist: Alle senden dasselbe.

Das ist Medien-Kommunismus pur. Diesmal von Avenir Suisse.

## Magie im Kopf

Von Beatrice Schlag — Glauben Sie an Märchen?

Kleine Kinder sind nicht ungläubig, wenn man ihnen von Hexen erzählt, die auf Besen reiten, von Harry Potters Zaubern internat Hogwarts oder vom Zahnmäuschen, das sich nachts ins Kinderzimmer geschlichen und einen Fünfzahn in die Dose mit dem ausgefallenen Milchzahn gelegt hat. Man nennt es magisches Denken, und es kommt einem mit dem Grösserwerden allmählich abhanden. Oder fast abhanden. Denn Neurowissenschaftler und Psychologen sind inzwischen ziemlich überzeugt, dass magisches Denken mit dem Erwachsensein keineswegs ganz verschwindet. Es ist den meisten nur nicht bewusst. Für eine Studie der Universität Missouri wurden Studenten aufgefordert, Darts-Pfeile auf Papierbilder zu werfen, die an der Wand befestigt waren. Die Bilder hatten unterschiedliche Motive. Eines zeigte ein kleines Baby mit blauen Augen. Nie zielten die Studenten auch nur annähernd so schlecht, wie wenn sie das Baby treffen sollten. «Es gab», notierte der Studienleiter, «eine völlig unbegründete Sorge, dass das Abbild des unbekanntes Babys eine klare Verbindung zu dem Baby hatte.» Die Studenten fürchteten sich, das Schicksal herauszufordern. Als gefährde das durchbohrte Stück Papier mit dem Babybild die Unversehrtheit des echten Babys. Instinktiver Voodoo-Glaube bei Leuten, die, wenn man sie gefragt hätte, entrüstet gesagt hätten, sie hätten mit derlei Zauber nichts am Hut.



Die Geschichte sollten sich Männer merken, die wider besseres Wissen Lederhosen tragen wie Marlon Brando, ohne Motorrad zu fahren. Marlon färbt nicht ab. Oder Frauen, wenn sie durch die Kosmetikabteilung eines grossen Warenhauses streifen. Dermatologen predigen seit Jahren, dass ausser kosmetischer Chirurgie und Sonnencreme rein gar nichts gegen Falten hilft. Aber die Bilder der porenfreien Star-Gesichter, die für Chanel, Dior oder Lancôme werben, haben ihren eigenen Zauber. Irgendetwas muss doch dran sein an den Produkten, sagt das magische Frauendenken. Und es redet deutlich lauter als der Verstand. Von den sehr ernsthaften Lottopspielern mit ihren magischen Glücksnummern nicht zu reden. Der Vernunft sind Grenzen gesetzt.

## Leserbriefe

### «Wie Philosoph Günther Anders gesagt hat: <Wer zu früh kommt, kommt auch nicht zur rechten Zeit.>» *Stefan Furrer*

#### Radikalster Denker

Nr. 43 – «Die Kunst des riskanten Denkens»; Hans Ulrich Gumbrecht über den Stand der Philosophie

Wieder einmal und einmal mehr ging jener Philosoph «vergessen», der leider schon zeit- lebens oft nur ein «Fussnotendasein» gefristet hat, Günther Anders, der radikalste Denker des 20. Jahrhunderts, der wie kein anderer «den Status des riskanten Denkens verdiente, weil er so weit entfernt ist von jenen Denkformen, die sich bequem und selbstgenügsam in der Gegenwart breitgemacht haben» (Gumbrecht). Aber, wie Anders selber einmal lakonisch gesagt haben soll: «Wer zu früh kommt, kommt auch nicht zur rechten Zeit.»

*Stefan Furrer, Pfäffikon ZH*

#### Deutliche Unterstützung

Nr. 43 – «Ecopop»; Editorial von Roger Köppel

Es ist doch offensichtlich, dass Bern, auf Druck der Wirtschaft und der EU-Turbos, alles unternimmt, um die angenommene Massenein-

wanderungsinitiative abzuschwächen, zu hintertreiben, zu relativieren. Wie nur kann ein kleines Land wie die Schweiz eine Invasion von über 85 000 Personen pro Jahr aus dem Ausland ohne bedeutenden Schaden (Umwelt, Infrastruktur, Kriminalität, Kulturland usw.) überstehen? Das ist, ohne weitere schlimme Konsequenzen für die Einheimischen, unmöglich! Wache Leute merken das allerdings heute schon! Allein die hörige Masslosigkeit von «Bern», den EU-Turbos und der Wirtschaft haben zu diesem unakzeptablen Zustand geführt! Die Ecopop-Initiative ist vielleicht nicht in allen Belangen absolut top, aber akzeptabel und nötig. Nicht zuletzt auch, um bei der angenommenen Masseneinwanderungsinitiative nochmals ein Zeichen und ihr eine deutliche Unterstützung zu geben! Selbst in der EU gibt es heute ähnliche Einsichten (Grossbritannien).

*Peter H. Kuhn, Regensdorf-Adlikon*

Mit dem Schluss, Ecopop sei das falsche Rezept, stimmt der Autor mit der Propaganda der Gegner überein. Seine Begründung dafür ist mir jedoch zu wenig stichhaltig. Köppel

schreibt zwar, ein Extremwachstum sei falsch, aber ein Wachstum sei nötig. Haben wir denn seit dem Inkrafttreten der Personenfreizügigkeit kein Extremwachstum, das korrigiert werden muss? Schliesst denn Ecopop ein moderates Wachstum vollständig aus?

Die Förderung einer seriösen Familienplanung in schlecht entwickelten Ländern auf das Verteilen von Kondomen zu reduzieren, wird der Sache nicht gerecht. Selbstverständlich kann die kleine Schweiz das weltweite Bevölkerungswachstum nur sehr beschränkt beeinflussen. Sie kann aber ein Zeichen setzen und möglicherweise einen Nachahmungseffekt auslösen.

Im Übrigen ist die Initiative nicht so stur und unflexibel wie Herr Köppel schreibt. Erstens gibt es eine angemessene Übergangsfrist, und zweitens muss der Nettosaldo im Durchschnitt von drei Jahren umgesetzt werden. Die zuständigen Behörden werden damit vermehrt in die Pflicht genommen, besser hinzuschauen, wer in unser Land ein- und von hier auswandert. *Karl Schär, Balgach*

#### Differenziert und pointiert

Nr. 43 – «Eine Lanze für Frömmeler»; Alex Baur über Freikirchen

Danke für Ihre Lanze für die Frömmeler. Selber in der reformierten Landeskirche beheimatet,

## DIE MAGIE VON BANG & OLUFSEN – ZUM GREIFEN NAH

BANG & OLUFSEN



BeoVision Avant 55"  
Fr. 8`295.-\*

bang-olufsen.com

# 5 JAHRE GARANTIE

KAUFEN SIE JETZT UND ERHALTEN SIE 5 JAHRE  
GARANTIE AUF AUSGEWÄHLTE PRODUKTE\*

\*Es gelten die allgemeinen Geschäftsbedingungen. Die Bang & Olufsen Standardgarantie umfasst 3 Jahre. Das auf 5 Jahre verlängerte Garantieangebot gilt in der Schweiz bis zum 31. Dezember 2014 beim Kauf eines neuen TV-Geräts BeoVision Avant. BeoVision Avant 55": Fr. 8'295.-, unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt. und vRG, Preis ohne Option für Platzierung auf dem Boden, auf dem Tisch oder an der Wand, erhältlich ab Fr. 995.-, Energieklasse C. BeoVision Avant 85": Energieklasse B. Das Angebot gilt in allen teilnehmenden Bang & Olufsen Fachgeschäften.

habe ich diesen differenzierten und doch pointierten Artikel sehr geschätzt.

*Stefan Stumpf, Neukirch an der Thur*

### Einmal mehr im Rampenlicht

Nr. 43 – «Peinliche Chefsache»;

Alex Reichmuth über die Universität Zürich

Beim Lesen dieses Artikels kommt Gänsehaut auf. Reden wir doch da von der Universität Zürich. Einer Universität, die vor kurzem einen Professor entlassen hat, weil er ein verstaubtes Museum leitete. Ein paar verstaubte Knochen, die andere Professoren dazu verleitet haben, auf die Barrikaden zu steigen, zu intrigieren, Medien herbeizuführen, Geheimberichte in Auftrag zu geben und sogar die Regierungsrätin Regine Aeppli mit ins Boot zu nehmen. Nun steht die Universität Zürich einmal mehr im Rampenlicht. Diesmal wegen weit gravierenderer Missstände als nur Staub. Die Regierungsrätin Regine Aeppli ist «besorgt» über die Missstände am Institut für Medizinische Genetik der Universität Zürich. Obschon die Schlampereien in diesem Institut kaum mehr schöngeredet werden können, steigt niemand auf die Barrikaden, niemand hat bisher ein externes Gutachten in Auftrag gegeben, und Regine Aeppli ist lediglich «besorgt». Offenbar scheint die Regierungsrätin für totes Gewebe mehr zu empfinden als für lebendiges.

*Frédéric-Marc Fluehmann, Dübendorf*

### Implizite Sozialisten

Nr. 43 – «Gleichheit statt Freiheit»;

Wirtschaftskolumne

von Silvio Borner

Der Autor diagnostiziert einen schleichenden Trend zu mehr Gleichheit als Freiheit. Kürzlich wurde von der Forderung von Avenir Suisse nach einer «unabhängigen Prüfstelle für die Evaluierung neuer Erlasse» berichtet. Wir erinnern uns an das törichte Wort von Francis Fukuyama vom «Ende der Geschichte» nach der Implosion der Sowjetunion. Ich glaube nicht, dass der freie Westen wirklich gesiegt hat, sondern dass wir heute in einem Konvergenzsystem leben, einer Art Semisozialismus – mit der für den Sozialismus typischen Misstrauens- und Bürokratiekultur sowie einem unerschütterlichen Glauben an Umverteilung, Kontrolle und Bevormundung «freier» Bürger im Dienste der Weltverbesserung. Wenn wir in der Schweiz zur Staatsquote die staatlichen Vorschriften dazuzählen, wie wir unser Geld auszugeben haben (beispielsweise Kranken- und Sozialversicherungspflichten u. v. m.), bestimmt heute der Staat über mehr als die Hälfte unseres Einkommens.

Die expliziten Sozialisten allein hätten das nie zustande gebracht. Das gelang nur mit Hil-

fe der impliziten Sozialisten in den «bürgerlichen» Parteien. Explizite und implizite Sozialisten zusammen haben die Mehrheit. Deshalb kann eine solche Prüfstelle nur ein Papiertiger sein, der die Staatsquote ein weiteres kleines bisschen aufbläht.

*Markus Eckstein, Goldach*

### Ausgezeichneter Journalismus

Nr. 42 – «Der falsche Krieg»;

Urs Gehrig über den Islamischen Staat

Dieser Beitrag ist das Gescheiteste, was ich bisher über den Kampf gegen den Islamischen Staat (IS) gelesen habe. Der Autor argumentiert überzeugend, dass sich die Amerikaner und ihre Verbündeten in einen Krieg ziehen lassen, der von den muslimischen Nachbarstaaten geführt werden müsste. Sie (insbesondere die Türkei und Saudi-Arabien) sind nämlich weit mehr vom IS bedroht als die westlichen Staaten, die sich darauf beschränken könnten, die Rückkehr der Dschihadisten in ihre Heimatländer zu unterbinden. Ausgezeichneter Journalismus, mein Glückwunsch!

*Peter Zweifel, A-Bad Bleiberg*

### Korrigenda

Im Artikel «Steuerflucht der Top-Beamten» (Ausgabe Nr. 43/14) sind uns folgende Fehler passiert: 1. Korpskommandant Aldo C. Schellenberg wohnt nicht in Erlenbach, sondern in der Stadt Zürich. Er betont zudem, dass er als Wochenaufenthalter in Ittigen bei Bern nur äusserst selten auf die Dienste eines Chauffeurs zurückgreife. 2. Korpskommandant Dominique Andrey wohnt im Kanton Wallis, nicht im Kanton Freiburg. 3. EJPD-Generalsekretär Matthias Ramsauer wohnt nicht wie behauptet in Zürich, sondern in Bern. Wir bitten um Entschuldigung.

*Die Redaktion*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

## Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man die Einladung zur Feier des 50. Geburtstags nur per Mail versenden, oder ist eine briefliche Einladung angesagt?

*Hugo Emmenegger, Düringen*

Geht es darum, zu zeigen, dass man, obwohl ein halbes Jahrhundert alt, immer noch bestens unterwegs ist, was moderne Technik angeht? Falls ja, wäre das eine traurige Ausgangslage und eines bald Fünfzigjährigen irgendwie nicht würdig. Falls es aber bloss darum geht, dass man sich nicht die Zeit nehmen mag, Briefpapier im Schreibtisch zu finden oder sogar kaufen zu gehen, dann Einladungen und Adressen von Hand zu schreiben und schliesslich das Ganze auf die Post zu bringen – um noch fürs Porto zu bezahlen. Dann ist's natürlich eine andere Geschichte. Und also völlig in Ordnung, bloss elektronische Einladungen zu versenden. *Mark van Huisseling*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

---

# Mutter Courage und ihre Kinder

---

Sie war eine Ikone der Frauenbewegung und eine unbequeme sozialistische Politikerin. Nun unterstützt Anne-Marie Rey die als extrem verschrieene Ecopop-Initiative. Die Genossen von einst wittern Verrat.  
*Von Wolfgang Koydl und Sonja Ruckstuhl (Bild)*



«Wir können doch nicht das Matterhorn aushöhlen»: Aktivistin Rey, 77.

Wenn man besichtigen will, was Jahrzehnte gedankenlosen Wachstums mit brutaler Zersiedelung und grenzenloser Zuwanderung der Schweiz angetan haben, dann bietet die Berner Schlafsiedlung Zollikofen ein anschauliches Beispiel: Schön sieht anders aus. Falls es einmal einen Dorfkern gegeben haben sollte, ist er längst im Brei ungezügelter Stadtplanung versunken. Wie Brandschutzschneisen wurden viel zu breite Strassen zwischen würfelförmige Bauten gezogen. Auf den ersten Blick weiss man noch nicht einmal, ob sie Schulen, Büros oder Genossenschaftswohnungen beherbergen. Für den einen oder anderen Farbtupfer auf der ansonsten öden Leinwand sorgen lediglich das Rot-Weiss-Grün italienischer Pizzarestaurants oder das orangefarbene Migros-M.

Anne-Marie Rey kehrt dieser Schweiz den Rücken – nicht nur im übertragenen, sondern durchaus auch im buchstäblichen Sinn. Sie wohnt am äussersten Ende von Zollikofen, da, wo das Schild den Ortsausgang markiert. Von der Strasse führen ein paar Stufen hinab zu ihrem schlichten Haus. Das Dorf verschwindet aus den Augen, aus dem Sinn.

Durch die sonnendurchfluteten Fenster geht der Blick hinaus auf eine Bilderbuch-Schweiz: sattgrüne Wiesen, auf denen, wie von einem Malerpinsel hingetupft, buntgescheckte Rinder grasen. Ein, zwei behäbige Berner Bauernhöfe und ein paar Wäldchen runden das Bild ab. Gleichsam den Rahmen für das pastorale Bild formt die Alpenkette am Horizont.

Rey weiss, wie privilegiert diese Wohnlage ist. Und sie weiss auch, dass sich die Entwicklung nicht zurückdrehen lässt, dass man Zollikofen und all die anderen missratenen gesichts- und seelenlosen Siedlungen im Schweizer Siedlungsbrei nicht mehr zurückverwandeln kann in pittoreske Bauerndörfer. Aber sie weiss eben auch, dass sie jeden weiteren Raubbau an der unvergleichlichen Landschaft stoppen muss, damit ihre Enkel und Urenkel nicht eines Tages in einem total zubetonierten Land leben müssen.

### Nur nicht die Fassung verlieren

Deshalb hat sich die alte Dame mit ihren 77 Jahren noch einmal in den Kampf gestürzt. Fremd ist ihr die politische Auseinandersetzung nie gewesen. Als «Mutter der Fristenregelung» hat die deutsche *Zeit* Anne-Marie Rey einmal unfreiwillig komisch tituliert, weil sie es war, die den Kampf für die Straffreiheit der Abtreibung in der Schweiz initiierte und jahrzehntelang vorantrieb. Im März 1970 begann es mit einem Artikel im Berner *Bund*. Damals, so erinnert sie sich, hatte sie als Frau noch nicht einmal das Wahlrecht.

Im vergangenen Februar musste Rey erneut antreten, weil sie ihr Lebenswerk in Gefahr sah: «Muss das sein?», war ihre Reaktion, als die Initiative «Abtreibungsfinanzierung ist Privatsache» vor die Stimmbürger gelangte.

Aber sie hatte schon längst erkannt: «Bei Frauenfragen kann man nicht davon ausgehen, dass einmal errungene Rechte für immer gelten.» Die Vorlage wurde abgeschmettert – auch dank ihres Engagements.

Jetzt wirft sie sich für die Ecopop-Initiative in die Bresche, jenen Vorstoss, der vom Schweizer Establishment noch umfassender und unversöhnlicher abgelehnt wird als im Februar die Masseneinwanderungsinitiative der Schweizerischen Volkspartei. «Extremistisch», «unnützlich», «fremdenfeindlich», ja geradezu dumm sei der Vorschlag, Einwanderungsüberschuss in der Eidgenossenschaft jedes Jahr auf lediglich 0,2 Prozent der Wohnbevölkerung zu begrenzen, tönt es unisono von links bis rechts, von Arbeitgebern ebenso wie von Gewerkschaften, von Schweizer und von Ausländerverbänden. Auch der SVP-Führung ist die Vorlage zu einschneidend, ja zu gefährlich – obschon es an ihrer Basis eindeutig Sympathien für die Initiative gibt.

Nicht nur dort, sondern auch in anderen Bevölkerungsschichten scheint man sich für den eigentlich aus linker, grüner Ecke kommenden Vorstoss zu erwärmen. Die Pendlerszeitung *20 Minuten* hat an diesem sonnigen Morgen die Nation mit der Schlagzeile aufgeschreckt, dass gut sechs Wochen vor dem Abstimmungstermin am 30. November eine ziemlich deutliche Mehrheit von 53 Prozent der Schweizer Stimmbürgerinnen und Stimmbürger tendenziell ja sagen würden zu dem drastischen Schritt. Der *Tages-Anzeiger* hält am selben Tag mit einer Berechnung dagegen, dass eine Annahme der Initiative gleichsam den Ruin des gesamten Sozialversicherungswesens bedeuten würde.

Rey hat beide Schlagzeilen gelesen und lässt sich von keiner aus der Fassung bringen. «Umfragen sind zu einem so frühen Zeitpunkt nicht repräsentativ», sagt sie, und sie spricht aus langjähriger politischer Erfahrung. Nach neueren Umfragen liegen in der Tat die Gegner vorne. Und in den immer neuen Untergangsszenarien, die für den Fall einer Annahme der Initiative prophezeit werden, vermag sie nur «Panik, Angst und totale Fehlinformation» erkennen: «Daraus sprechen vorgefasste ideologische Meinungen und Klischees.»

Für Andreas Thommen, den Sekretär des Ecopop-Komitees, ist das Engagement von Rey eminent wichtig: «Eigentlich war sie schon länger nicht mehr aktiv», meint er. «Aber als sie hörte, wie unsere Initiative und unser Komitee systematisch als rechtsextrem verunglimpft wurden, hat sie sich entschlossen, sich wieder einzumischen.» Vor mehr als 40 Jahren gehörte Anne-Marie Rey zu den Mitbegründern von Ecopop, weshalb Thommen sie «unser historisches Gewissen» nennt. Wichtiger für den aktuellen Abstimmungskampf dürfte freilich eine andere Eigenschaft der alten Dame sein, die Thommen hervorhebt: «Nach so vielen Jahren Kampf hat sie ein dickes Fell.»

Das wird sie auch brauchen können, denn so bissig und böse wie jetzt wurde die diplomierte Übersetzerin und Mutter dreier Kinder noch nie attackiert. «Absolut schockierend», findet sie es, «solche Schlammschlachten, Verdrehungen, Verleumdungen, das ist doch unter allem Hund.» Damals, als es um die Fristenregelung ging, seien die Vorwürfe von «Fundamentalisten» gekommen, erinnert sie

### «Solche Schlammschlachten, Verdrehungen, Verleumdungen, das ist doch unter allem Hund.»

sich, Ewiggestrigen gewissermassen, die Frauen grundlegende Rechte verweigerten. «Da konnte man mit einem Achselzucken darüber hinweggehen», seufzt Rey. «Aber jetzt kommen die Attacken von Genossinnen und Genossen – und das schmerzt.»

Genau hier liegt die Crux: Rey kommt aus dem linken und dem grünen politischen Lager. Die Frauenrechte waren viele Jahre lang ein Thema, das in erster Linie von «progressiven» Kräften beackert wurde. Reysass zudem sieben Jahre für die SP im Berner Grossen Rat. Ihre Entscheidung, sich den Sozialdemokraten anzuschliessen, fällte sie übrigens auf einer FDP-Veranstaltung: «Das waren Damen», schrieb sie in ihrer Autobiografie «Die Erzengelmaschine», – «und ich fühlte mich als Frau.»

### «Dunkle Wurzeln»

Als Gemeinde- und Kantonspolitikerin setzte sie sich immer für Umweltthemen ein, und auch privat versucht sie ein beispielhaftes grünes Leben zu führen: Warm geduscht wird nur einmal in der Woche («Ich arbeite ja nicht körperlich auf dem Feld»), die Heizung wird auf höchstens neunzehn Grad gedreht, und wenn die Sonne durch die Fenster scheint, wird der Thermostat ganz heruntergedreht. Anne-Marie Rey war eine engagierte Grüne, eine Mutter Courage der Frauenbewegung.

Und nun ist sie angeblich nach rechts gekippt. «Dunkle Wurzeln, die da mitschwingen», hätten ihn bei der Lektüre der Initiative «zum Schaudern» gebracht, lässt sich der grüne Nationalrat Balthasar Glättli vernehmen. Einen «fremdenfeindlichen» Missklang hört SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga heraus. Differenzierter äussert sich der Genfer Intellektuelle Jean Ziegler, der «grossen Respekt» vor dieser «grundehrlichen und konsequenten Frau» bekundet. Aber auch er hält die Ecopop-Initiative für «grundgefährlich».

Viele Verbündete von einst wissen nicht mehr so recht, wie sie mit der Ecopopperin Rey umgehen sollen. Ist das, was sie vertritt, aus ihrer Sicht nicht unendlich viel «fremdenfeindlicher» als die Masseneinwanderungsinitiative der SVP? Im besten Falle naiv, weil sie nicht erkennt, in welche anrühige Gesell-



«Mutter der Fristenregelung»: Rey, 2002.

schaft sie sich begibt. Im schlimmsten Falle ist sie eine Verräterin.

Und was ist mit dem zweiten Teil der Ecopop-Vorlage, laut der zehn Prozent der eidgenössischen Entwicklungshilfe in den Empfängerländern zwingend für die Familienplanung eingesetzt werden müssen? «Kolonialistisch» gehört noch zu den minder schweren Vorwürfen. «Absoluter Schwachsinn», findet das Rey. «Es geht um ein grundlegendes Frauenrecht. Ausserdem spart jeder Franken, der in die Familienplanung investiert wird, zwei bis drei Franken anderswo ein.»

Tatsächlich birgt der Vorstoss von Ecopop, an dessen Ausarbeitung Anne-Marie Rey nicht beteiligt war, viele Risiken für die Schweiz, vor allem für die Wirtschaft. Ganze Branchen würden in schwerste Turbulenzen geraten, heisst es, wenn wirklich nur noch – nach derzeitigem Bevölkerungsstand – netto 16 000 Personen pro Jahr zuziehen dürften. Kein Wunder, dass die bürgerlichen Parteien, die Wirtschaftsverbände und die Unternehmen Sturm laufen gegen Ecopop. Aber warum regt sich Links-Grün so auf?

### Die historische Schuld der Genossen

«Unsere Initiative könnte die meisten Forderungen aus links-grünen Kreisen umsetzen helfen», gibt sich Anne-Marie Rey überzeugt. «Oder ist Kritik an unbegrenztem Wachstum in einer begrenzten Welt keine urgrüne Forderung?» Sicher, es würden kaum mehr ausländische Firmen in die Schweiz kommen – und ausländische Arbeitskräfte nachholen. «Aber es ist doch viel solidarischer, wenn Arbeitsplätze dort geschaffen werden, wo die Arbeitnehmer leben.»

Wenn man sie so an dem alten, schweren Holztisch in ihrem Wohnzimmer vor dem

Fenster mit dem Panoramablick sitzen sieht, käme man nicht auf die Idee, dass so viel Kampfeslust in dieser zierlichen Frau steckt. Dezent ist sie gekleidet, unauffällig elegant. Ton in Ton die braun gemusterte Bluse und der Blazer. Klein ist sie, man mag sie fast übersehen, aber klein ist auch ein Dynamo, der Grosses zu bewegen vermag. Und beim zweiten Blick bemerkt man, dass mit der alten Dame nicht gut Kirschen essen ist, wenn ihr etwas gegen den Strich geht. Ein wenig wirkt sie wie eine pensionierte Gymi-Lehrerin, vor der man immer noch Respekt hat, weil man sich erinnert, dass sie zwar streng, aber zugleich unbestechlich und gerecht war.

Alles in ihrem Haus strahlt bürgerliche Gediegenheit aus. Solide Möbel, ein bisschen altmodisch, ein bisschen antik, aber alle zusammen praktisch. Den Büchern sieht man an, dass sie alle mehrmals gelesen und nicht einfach so ins Regal gestellt wurden. Neben ihrer politischen Arbeit hat Rey als Übersetzerin gearbeitet und drei Kinder grossgezogen, die längst erwachsen sind und das Haus verlassen haben. Trotz eher sozialistischer Überzeugungen eine grundbürgerliche Existenz also.

Tatsächlich brodelte hinter Reys ruhiger Fassade noch immer ungeheurer Zorn. «Ich kann mich nicht gelassen zurücklehnen», gibt sie zu. Milde ist sie mit dem Alter nicht geworden: «Im Gegenteil, ich rege mich immer mehr auf.»

Zornig ist sie denn auch über ihre früheren Genossinnen und Genossen. Laden sie nicht fast eine historische Schuld auf sich, indem sie konsequent die Faktoren Bevölkerungszahl und Migration verdrängen? «Die Schweiz ist, gemessen an der besiedelbaren Fläche, nach den Niederlanden das am dichtesten besiedelte Land in Europa», rechnet sie vor. «Auch meine Utopie sind offene Grenzen, ich verstehe jeden Afrikaner, der in die Schweiz kommen will», räumt sie ein. Doch solange es derart krasse Wohlstandsgefälle zwischen Arm und Reich in Europa und in der Welt gebe, sei dieser Wunsch «illusorisch». «So kann es nicht mehr weitergehen», entrüstet sie sich. «Wir können doch nicht das Matterhorn aushöhlen und dort drinnen Leute unterbringen.»

Zu den wenigen Parteifreunden, die Rey indirekt beistanden, gehörte die Zürcher SP-

Nationalrätin Jacqueline Badran. Schon bei der Vorstellung des Migrationspapiers ihrer Partei übte sie Kritik an dem Dokument, weil es «die wichtigste Frage ausblendet: Wie viel Einwanderung wollen wir, wie viel Einwanderung verträgt die Schweiz, wie viel Wanderung die Europäische Union und die Welt.»

Aber warum blendet die Linke das Thema Migration aus? Rey sieht einen «irrationalen Reflex» am Werk: Das Thema wird immer gleich mit «rechtsextrem» und SVP gleichgesetzt, glaubt sie. Aber genau diese Kräfte sind es doch jetzt, die ihr – von der falschen Seite – Beifall spenden für die Initiative. Sind ihr diese falschen Freunde nicht unangenehm, ja vielleicht sogar peinlich?

Anne-Marie Rey entpuppt sich als Pragmatikerin: «In der Politik muss man Allianzen dort nehmen, wo man sie kriegt», konstatiert sie lapidar, und fügt mit feinem Lächeln hinzu: «Ich war damals schliesslich auch froh, als

### «Ist Kritik an unbegrenztem Wachstum in einer begrenzten Welt keine urgrüne Forderung?»

Christoph Mörgeli die Fristenregelung unterstützt hat.» Der SVP-Politiker, so viel klingt bei ihren Worten an, zählt normalerweise nicht zu ihren natürlichen Verbündeten.

Sie weiss natürlich auch, dass nicht alle Befürworter der Ecopop-Initiative aus denselben Beweggründen für die Vorlage stimmen werden wie sie. Vielen wird es nicht um die Grenzen des Wachstums, um eine grüne Wirtschaftsordnung, um eine gesunde Schweiz auf einem gesunden Planeten gehen. Für diese Wähler wird Ecopop nur so etwas wie «Masseneinwanderung 2.0» sein: der zweite Durchgang, mit dem man dem politischen Establishment im Allgemeinen und dem Bundesrat im Besonderen ein Feuer unter dem Allerwertesten entfachen kann. «Sicher, das ist ein Gemisch von Ansichten», sagt sie ruhig. «Aber das haben Sie ja bei den meisten Volksabstimmungen.»

Sie jedenfalls will nicht aufgeben, sie ist kein kleines bisschen müde, trotz ihres Alters. Schon vor Jahren hat ihr ein Pfarrer entnervt nahegelegt, sie solle «doch jetzt einfach ihren Lebensabend geniessen». Dem Rat folgte sie schon damals nicht. Hatte ihr nicht Claudine Esseiva, die Generalsekretärin der FDP-Frauen, eine «unruhige Seele» bescheinigt, die «alles sofort haben will»?

Zudem muss sie noch Überzeugungsarbeit leisten – auch daheim. Bis jetzt hätten ihr Mann und ihre Kinder immer hinter ihr gestanden. «Aber jetzt sind sie skeptisch», meint Rey stirnrunzelnd. «Auch mein Mann hat Zweifel. Aber ich bearbeite ihn weiter. Ich habe ja noch Zeit.»

Das stimmt. Es kann noch viel passieren bis zum 30. November. ○





# Norwegens faszinierende Küste

mit MS Trollfjord\*\*\*\* und MS Polarlys\*\*\*\*



Es het solangs het  
**Rabatt\***  
bis Fr. 1600.-  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

© Hurtigruten

## NEU Bergen–Nordkap–Kirkenes–Bergen

12 Tage ab Fr. 2890.- (Rabatt Fr. 1600.- abgezogen, Innenkabine)

- Fahrt mit Norwegens Postschiff
- Atemberaubender Geirangerfjord
- Eindrückliches Nordkap

Tag	Destination	Programm/Ausflug
1	Schweiz–Bergen	Flug nach Bergen, Transfer und Einschiffung. Erkunden Sie das charmante Bergen. Abfahrt am späteren Abend.
2	Ålesund	Durch Schären Schifffahrt nach Ålesund. Im Sommer und Herbst fährt das Schiff in den Geiranger- bzw. Hjørundfjord.
3	Trondheim	Die Stadt mit den bunten Speicherhäusern am Flussufer hat sich ihren ursprünglichen Charme bis heute bewahrt. Vorbei am Leuchtturm von Kjeungskjær geht es entlang tausender von Inseln und malerischer Schären nach Rørvik.
4	Polarkreis/Lofoten	Überquerung des Polarkreises. Im Sommer ab Grønøy Bootsausflug zum Gletscher Svartisen und ab Bodø Busausflug zum Saltstraumen. Gegen Abend Ankunft in Svolvær.
5	Tromsø	Kurzer Halt in Harstad und Fahrt über Finnsnes nach Tromsø, dem Tor zum Arktischen Meer. Sehenswert ist die berühmte Eismeerkathedrale.
6	Hammerfest/Nordkap	Ankunft in Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europas. Ab Honningsvåg Landausflug zum Nordkap-Felsplateau. Passage des Sværholts Klubbens.
7	Kirkenes/Wendepunkt	Nehmen Sie an einem der angebotenen Landausflüge teil. Richtung Süden Ankunft in Vardø, dem östlichsten Hafen Norwegens. Weiterfahrt über Båtsfjord nach Berlevåg.
8	Hammerfest/Tromsø	Entdecken Sie den Fischerort Hammerfest. Am Mittag Schifffahrt Richtung Tromsø.
9	Vesterålen/Lofoten	Von Harstad Ausflug nach Trondenes oder Sortland. In Stokmarknes Besuch des Museums der Postschiffe. Fahrt durch den imposanten Raftsund zum engen Trollfjord (nur im Sommer). Nächster Halt ist Svolvær, Hauptort der Lofoten.
10	Polarkreis	Überquerung des Polarkreises. Weiterfahrt vorbei an der Gipfelkette der «Sieben Schwestern», am Berg Torghatten und dem Vega-Archipel (UNESCO-Weltkulturerbe).
11	Trondheim–Molde	Freie Zeit in Trondheim. Über Kristiansund Fahrt nach Molde, der Stadt der Rosen.
12	Bergen–Schweiz	Geniessen Sie den traumhaften Blick auf die Schärengärten bevor Sie in Bergen ankommen. Ausschiffung, Transfer zum Flughafen und Rückflug nach Zürich. Individuelle Heimreise.

Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Glur Reisen

### MS Trollfjord\*\*\*\* (MS Polarlys typähnliches Schiff)

Das Schiff bietet 640 Passagieren eine komfortable Ausstattung und ein nordisches Interieur. Es verfügt über einen einzigartigen Panorama-Salon und attraktive Suiten. Ein ganz besonderes Detail an Bord sind die Originalgemälde des Künstlers Kaare Espolin Johnson von den Lofoten, die vormals auf dem alten Hurtigruten Schiff Harald Jarl ausgestellt waren. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



MS Polarlys

### Reisedaten 2015 Es het solangs het Rabatt

MS Trollfjord		MS Polarlys	
02.04.–13.04.	1600	01.05.–12.05.	600
18.06.–29.06.	200	03.06.–14.06.	200
10.07.–21.07.	200	28.07.–08.08.	200
12.08.–23.08.	800	30.08.–10.09.	800

### Unsere Leistungen

- Hurtigrutenfahrt in der gebuchten Kategorie mit Vollpension
  - Flug Zürich–Düsseldorf–Bergen v.v.
  - Bustransfer Flughafen–Schiff–Flughafen
  - Eintritt ins Hurtigruten Museum in Stokmarknes
  - Thurgau Travel Reiseleitung ab 15 Teilnehmern
- Nicht inbegriffen:** Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Allianz Global Assistance), Getränke, Trinkgelder, Ausflüge, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bett Innenkabine I-2	4490
2-Bett Aussenkabine L-2	5040
2-Bett Aussenkabine J-2	5040
2-Bett Aussenkabine N-2	5240
2-Bett Aussenkabine P-2	5690
2-Bett Aussenkabine U-2	6240
Kabine zur Alleinbenutzung	auf Anfrage
Suite	auf Anfrage



Nordkap

Online navigieren  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Nicole Graf  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

---

# Zweisinnig

---

Für FDP-Nationalrat Ruedi Noser sind die Bilateralen kein «Heiliger Gral» mehr. Seine Äusserungen fordern den Freisinn und Bundesrat Schneider-Ammann heraus. Was genau steht in den Verträgen mit der EU? Wie unverzichtbar sind sie wirklich für die Schweizer Wirtschaft? *Von Florian Schwab*



«Lösbares Problem»: Wirtschaftspolitiker Noser.



«Riesiger Aufwand»: Wirtschaftsminister Schneider-Ammann.

Ruedi Noser (FDP) ist einer der letzten Unternehmer im Parlament. Und als Präsident der nationalrätlichen Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) darf er als einer der wichtigsten Wirtschaftspolitiker des Landes gelten. Vor zehn Tagen sorgte Noser mit seinen Aussagen in der Diskussionssendung «Bilanz Standpunkte» für Aufsehen. «Die Sichtweise ist falsch, die Bilateralen seien ein Heiliger Gral», sagte Noser im Fernsehgespräch zu SVP-Vordenker Christoph Blocher und Wirtschaftsprofessor Reiner Eichenberger.

Zur Begründung führte Noser an, die Bilateralen hätten heute nicht mehr dieselbe Bedeutung wie vor zwanzig Jahren. Sollten die Bilateralen wegfallen, dann hätte die Schweiz «ein Problem mehr, aber dieses wäre zu lösen». Weiter führte er aus: «Ohne Bilaterale hätten wir gegenüber der EU die gleiche Rechts situa-

tion, wie sie die USA und Hongkong haben – allerdings mit dem Unterschied, dass wir hundert Prozent unserer Landesgrenzen mit der EU teilen.» Zentral sei es, den Marktzugang zu behalten.

### Aussage gegen Aussage

Nosers Relativierung kommt überraschend. Lässt man die Äusserungen von Bundesräten, Wirtschaftsverbänden und anderen FDP-Politikern Revue passieren, dann gewinnt man den Eindruck, die Bilateralen seien der Heilige Gral. Nosers eigene Partei, die FDP, bezeichnet sich in ihrem aktuellen aussenpolitischen Positionspapier sogar explizit als «die Gralshüterin des bilateralen Wegs». Es wird offenkundig, dass sich Unternehmer Noser in dieser wichtigen Frage von der Parteilinie losgesagt hat. Denn wo es keinen Heiligen Gral gibt, braucht es auch keine Gralshüterin.

Indirekt widersprach Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann dem Parteikollegen in der letzten *NZZ am Sonntag*. Wer als Unternehmer behauptete, die Schweiz könne problemlos ohne die Bilateralen leben, der «gibt sich keine Rechenschaft darüber, was die Konsequenzen wären». Und er führte aus, was er damit meint: «Ich habe früher als Unternehmer die Hindernisse ohne Bilaterale selber erlebt: Konstruierten wir für eine Baumaschine einen neuen Motor, mussten wir den in Frankreich prüfen lassen, in Deutschland, in Holland. Und so weiter. Ein riesiger Aufwand!» Mit den Bilateralen sei dieser weggefallen. Somit habe die Schweiz «von den Bilateralen enorm profitiert: Wir waren Schlusslicht in Sachen Wachstum, nun stehen wir wirtschaftlich an der Spitze.»

Welcher FDP-Wirtschaftspolitiker hat recht: Unternehmer Ruedi Noser oder Ex-Unternehmer Johann Schneider-Ammann?

Beide identifizieren in ihren Äusserungen dasjenige der sieben Abkommen, dessen Wegfall der Schweizer Wirtschaft am ehesten Kopferbrechen bereiten würde, nämlich das Abkommen über den Abbau technischer Handelshemmnisse, auch Abkommen über die gegenseitige Anerkennung von Konformitätsbewertungen genannt. Technische Handelshemmnisse heissen auch nichttarifäre Handelshemmnisse, weil sie den Import von Gütern aufgrund technischer Erwägungen erschweren und nicht mit Importabgaben wie beispielsweise Zöllen (tarifäre Handelshemmnisse).

Das Abkommen erleichtert den Export derjenigen Güter, die von einer amtlichen Stelle zertifiziert werden müssen, bevor sie in Verkehr gesetzt werden dürfen. Das sind praktisch alle aufwendigeren Industrieerzeugnisse. Für diese Produkte unterscheidet das Abkommen zwischen Fällen, bei denen es keine Unterschiede zwischen den gesetzlichen Vorschriften in der EU und in der Schweiz gibt, und solchen, wo die Regeln voneinander abweichen.

Falls die EU und die Schweiz dieselben Kriterien für die Zertifizierung anwenden, gilt ein in der Schweiz zugelassenes Produkt automatisch als EU-konform. Falls bei einem Produkt die Schweizer Anforderungen von den EU-Kriterien abweichen, so darf immerhin die Schweizer Behörde die Zertifizierung auch für den EU-Raum vornehmen, indem sie die Einhaltung der EU-Regeln überprüft. Für eine Firma, die von der Schweiz aus ein Produkt europaweit auf den Markt bringen will, genügt somit der Behördengang in der Schweiz.

### Auch die EU hat handfeste Interessen

Gäbe es das Abkommen hingegen nicht, so müsste die betreffende Firma ihr Produkt zusätzlich entweder in jedem der 27 EU-Staaten zertifizieren lassen, oder aber sie müsste in einem EU-Land eine Tochtergesellschaft eröffnen, um von der gegenseitigen Anerkennung zwischen den EU-Ländern zu profitieren. Beides wäre im Vergleich zum aktuellen Vertragszustand teurer. Spricht man mit Vertretern von Schweizer Industrieunternehmen, so hört man häufig, ein Wegfall dieses Abkommens beeinflusste die Entscheidungen über den Produktionsstandort negativ: Es würde vergleichsweise attraktiver, direkt in der Europäischen Union zu produzieren.

Direkt von dem Abkommen profitiert also ein klar identifizierbarer Teil der Schweizer Wirtschaft: Industriebetriebe mit Produktion im Inland und den EU-Ländern als massgeblichem Exportmarkt. Das ist zwar keine zu vernachlässigende Menge, aber es ist auch nicht das überwiegende Gros der hiesigen Unternehmen. Exporte in die EU machen mit 116 Milliarden Franken rund einen Sechstel der jährlichen Produktion unserer Volkswirtschaft aus.

Die bisherige Debatte um die Auswirkungen eines Endes der Bilateralen zeigt deutlich auf, wo die Fronten verlaufen: Auf Seiten der produzierenden Industrie (Schneider-Ammann, aber auch Peter Spuhler, dann die Pharmaunternehmen) fürchtet man den Zusatzaufwand für die Zertifizierung. Hingegen werden die

## Immerhin gab es auch vor den bilateralen Verträgen Exporte aus der Schweiz in EU-Länder.

Konsequenzen im (wachsenden) Dienstleistungssektor, dem beispielsweise IT-Unternehmer Ruedi Noser und die Finanzbranche zuzuordnen sind, entspannter beurteilt. Dies, weil es zwischen der EU und der Schweiz kein Abkommen über Dienstleistungen gibt. Seit Jahrzehnten drängt die Finanzindustrie auf ein Finanzdienstleistungsabkommen, welches ihr den Marktzugang in der EU vereinfachen würde.

Die Antwort auf die Frage, wie zentral die Bilateralen für die Schweizer Wirtschaft sind, hängt offenbar direkt damit zusammen, wie stark ein bestimmtes Unternehmen vom Abkommen zum Abbau technischer Handelshemmnisse profitiert. Bei keinem anderen der insgesamt sieben Abkommen machen Unternehmen derart handfeste Interessen geltend, wie ein Blick auf die übrigen Verträge zeigt:

1 — Dem Abkommen zur Personenfreizügigkeit verdanken Schweizer Unternehmen die Möglichkeit, sehr einfach Mitarbeiter aus dem EU-Ausland anstellen zu können. In der Debatte zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative haben aber auch die Abstimmungsgewinner klargemacht, dass sie den Unternehmen den Zugang zu den benötigten ausländischen Arbeitskräften nicht verbauen möchten. Personal wird somit auch in Zukunft zur Verfügung stehen.

2 + 3 — Vom Luftverkehrs- und vom Landverkehrsabkommen profitieren Schweizer Firmen kaum. So gibt es keine Schweizer Fluggesellschaft mehr, seit die deutsche Lufthansa die Swiss aufgekauft hat. Im Landverkehr liegen die Interessen ganz überwiegend auf Seiten der EU (Alpendurchquerung).

4 — Das Abkommen über den Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen bewirkt neben besserem Marktzugang in der EU auch eine stärkere Konkurrenz durch EU-Hersteller in der Schweiz. Aus Sicht der Landwirtschaftsbetriebe sind Vor- und Nachteile daher ungefähr ausgewogen.

5 — Das Abkommen über die Forschungszusammenarbeit ist für die Wirtschaft weniger zentral. Es regelt die Beteiligung von Schwei-

zer Forschern und Instituten an EU-Forschungsprogrammen.

6 — Vom Abkommen über bestimmte Aspekte des öffentlichen Beschaffungswesens profitieren Schweizer Firmen, welche viel an die öffentliche Hand im EU-Ausland verkaufen. Umgekehrt bekommen EU-Firmen das Recht, sich in der Schweiz gleichberechtigt um öffentliche Aufträge zu bewerben.

Während Teile der Schweizer Industrie grosses Interesse am Abkommen zum Abbau technischer Handelshemmnisse geltend machen, sind für die EU zwei andere Verträge zentral: das Abkommen zur Personenfreizügigkeit (aus ideologischen Gründen) und das Landverkehrsabkommen. Man sieht: Auch die EU hat handfeste Interessen an einer Beibehaltung der Bilateralen, unabhängig vom Schicksal der Personenfreizügigkeit.

### Merkels Wille

Sollte die EU die Schweiz dennoch mit einer Politik der verbrannten Erde abstrafen wollen und die Bilateralen samt und sonders kündigen, so würde sich die Frage stellen, wie Schweizer Industrieunternehmen auf den erschwerten Marktzugang reagieren würden. Wandern sie tatsächlich in grosser Zahl ab, oder überwiegen die übrigen Vorteile der Schweiz als Produktionsstandort?

Für Letzteres spricht, dass die EU nach wie vor durch ihre Währungskrise gelähmt ist und die Arbeitsgesetze vielerorts unverändert starr (und die Steuern hoch) sind. Dazu kommen die Fragezeichen bei der politischen Stabilität in manchen EU-Mitgliedstaaten. Der Aufwand eines Tochterunternehmens in Hinblick auf die EU-Zertifizierung scheint im Gegensatz zu diesen Risiken eher moderat. Immerhin gab es auch vor den bilateralen Verträgen Exporte industrieller Produkte aus der Schweiz in EU-Länder.

Bei der vorliegenden Interessenlage hält es Ruedi Noser für unwahrscheinlich, dass die sieben Verträge am Ende alle zusammen dahinfallen. Der *Basler Zeitung* erklärte er, dass alle EU-Länder einer allfälligen Kündigung zustimmen müssten, doch «Deutschland und Italien werden das Landverkehrsabkommen nicht kündigen». Zu sehr sei ihre Wirtschaft auf die Nord-Süd-Verbindung über die Schweiz angewiesen.

Kurz nach der Volksabstimmung vom 9. Februar hatte bereits die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel betont, sie sehe die gemeinsame «Aufgabe jetzt darin, so mit dem Ergebnis umzugehen, dass die Beziehungen zwischen der Europäischen Union und der Schweiz so intensiv wie möglich bleiben». Und «natürlich in Respekt vor diesem Referendum». Und gegen den Willen von Angela Merkel läuft in der EU so gut wie nichts. ○

# Die Mär der Frauen-Diskriminierung

Bundesrätin Sommaruga betet es vor, die Mehrheit betet nach: Frauen bekommen für gleiche Arbeit weniger Lohn als Männer. Doch die Statistiken, auf die sich die Justizministerin beruft, lassen andere Schlüsse zu: Viele Frauen sind im Beruf auch einfach weniger ehrgeizig. *Von Alex Baur*

Wenn die Mutter in familiären Belangen ein Machtwort spricht, ist Widerspruch zwecklos, gibt der Vater den Kindern mit einem Seufzer das Signal zur Kapitulation. So ist das bei den meisten Familien, in den meisten Ländern der Welt. So ist es in der Politik, wenn es um Familien- und Frauenfragen geht. Und so war es auch letzte Woche, als Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) wieder einmal behauptete, Frauen würden auf dem Arbeitsmarkt systematisch diskriminiert, was nach einschneidenden Kontrollen rufe. Und die meisten Medien, allen voran der öffentlich-rechtliche Sender SRF, echoten brav: Frauen werden diskriminiert, jetzt muss der Staat eingreifen.

## Eine Frage von Angebot und Nachfrage

«Gleicher Lohn für Mann und Frau» ist ein Ladenausgangspunkt aus dem sozialistischen Katechismus und wurde bereits 1873 beim ersten schweizerischen Arbeiterkongress postuliert. Tatsächlich wurden bis in die 1970er Jahre etwa Lehrerinnen systematisch schlechter entlohnt als ihre männlichen Kollegen, weil man selbstredend davon ausging, dass Letztere als Väter eine Familie zu ernähren hätten. 1981 wurde die Lohngleichheit in der Verfassung festgeschrieben. Was das konkret zu bedeuten hat, ist jedoch unklar. Bei Beamten, die nach einem fixen Reglement entlohnt werden, scheint die Sache relativ einfach. Auf dem freien Markt jedoch, wo zahlreiche, oft subjektive Faktoren die Höhe des Lohnes bestimmen, gibt es keinen gerechten Lohn. Es ist eine Frage von Angebot und Nachfrage.

Für jene, die an den freien Markt glauben, ist die Antwort einfach: Jeder Unternehmer, der einen teureren Mann einstellt, obwohl eine Frau für weniger Geld dieselbe Leistung erbringen würde, bestraft sich selber. Für jene, die den Kapitalismus überwinden wollen, ist die Lösung noch einfacher: Sie fordern reglementierte Beamtenlöhne für alle. Weil die Linke beim Souverän mit solchen Anliegen regelmässig Schiffbrüchlerlitt – letztmals mit der Mindestlohn- und der «1:12»-Initiative –, will sie den normierten Lohn auf Umwegen erschleichen, etwa über flankierende Massnahmen zur Personenfreizügigkeit oder eben via Gleichstellungsgesetz.

Glaubt man den SRF-Nachrichten, müssen sich Frauen mit 25 Prozent weniger Lohn begnügen als Männer. Sommaruga war etwas bescheidener, sie bezifferte den «Gender-Gap» auf 8,7 Prozent. Konkret: Für gleiche Arbeit erhalten Frauen im Durchschnitt jeden Monat angeblich 677 Franken weniger Lohn. Doch wie kommt



*Einschneidende Kontrollen:* Justizministerin Sommaruga.

man zu diesen Zahlen, wo doch Männer und Frauen meistens verschiedene Arbeiten erledigen? Das «Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien» (Bass) hat dafür im Auftrag und Sold des Bundes ein kompliziertes Rechnungsmodell entwickelt, das in der Verwaltung als Standard gilt und auf das sich auch Sommaruga beruft.

Bass ist so etwas wie ein linker Think-Tank, der sich indes hauptsächlich mit Staatsaufträgen finanziert. Bass legt stets Wert auf den Anschein von Wissenschaftlichkeit, die Studien besagen aber oft mehr über die politisch korrekte Ausrichtung der Autoren als über die Realität. Vor einigen Jahren rechnete das Büro im Auftrag des Zürcher Sozialamtes etwa vor, dass von jedem Fürsorgefranken 49 Rappen in die Wirtschaft zurückfliessen und diese so ankurbelten. Die 200 000 Franken teure Studie mit dem Titel «Sozialhilfe rentiert» baut indes schon in der Fragestellung auf einen Zirkelschluss, und gestandene Ökonomen fragten belustigt, wo denn die restlichen 51 Rappen landeten. Natürlich kommt alles Geld früher oder später wieder in Umlauf. Das Problem liegt darin, dass die Sozialhilfe keinen Mehrwert schafft und die Bezüger vielmehr daran hindert, produktiv zu werden.

Die Studie «Analyse der Löhne von Frauen und Männern anhand der Lohnstrukturhebung 2008» von Bass unter der Federführung von Silvia Strub ist gleichsam die Mutter einer Reihe von Folgeerhebungen über Lohndiskriminierung und ist als Anklage konzipiert. So stellte Strub fest, dass die Frauen selbst beim Bund trotz normierter Löhne im Schnitt 16,5 Prozent weniger verdienen als die Männer. Sie räumt in einem Nebensatz auch ein, dass «offensichtliche, direkte Lohndiskriminierung heute relativ selten» ist. Und sie anerkennt, dass der grösste Teil der Lohn Differenz mit den reduzierten Pensen (50 Prozent der Frauen arbeiten Teilzeit) und unterschiedlichen Hierarchiestufen zu erklären sei. Es verbleibt aber gemäss ihren Berechnungen rund ein Drittel der Differenz, das «nicht erklärbar» sei – und alles, was Strub nicht erklären kann, ist für sie automatisch diskriminierend.

### Nach der Babypause geht die Schere auf

Nun sind Stellen selten deckungsgleich, Frauen und Männer erfüllen oft ganz andere Aufgaben. Und hier wird es kompliziert. Mit Hilfe der sogenannten Oaxaca-Formel – einer komplexen Gleichung, die mit ihren Hieroglyphen an den Maya-Kalender gemahnt – errechnet Strub aufgrund von Dienstjahren, Hierarchie und Ausbildung den «gerechten» Lohn. Die Berechnung mag für Beamten angehen. Doch auf dem freien Markt gelten andere Gesetze. Entscheidend sind dort, ungeachtet der Dienstjahre und der Zertifikate, Faktoren wie Leistung, Zuverlässigkeit, Belastbarkeit oder Flexibilität.

Silvia Strub findet dann doch noch Erklärungen für die vermeintlich unerklärbare Lohn Differenz: Es sind die Karrierelücken von Frauen,



Überholte Klischees: Wissenschaftlerin Strub.

die sich zwischendurch dem Nachwuchs widmen und die beim Wiedereinstieg ins Berufsleben oft wieder ganz unten anfangen müssen. Und zweitens sind es die generell reduzierten Basisgehälter für Teilzeitstellen. Das ist letztlich das Fazit der strubschen Analyse: Die Diskriminierung beruht auf tieferen Teilzeitlöhnen und Karrierelücken. Man mag von diesem Befund halten, was man will – er ist sicher nicht wissenschaftlicher, sondern politischer Natur.

Trotzdem sind die statistischen Erhebungen interessant. Man kann aus ihnen nämlich auch schliessen, dass die angebliche Benachteiligung der Frauen eine Mär ist. So lässt sich nachweisen, dass in der ersten Phase der Karriere, also bis zum 30. Lebensjahr, praktisch keine Lohn Differenz zwischen den Geschlechtern besteht. Die Schere geht erst nach der Babypause bei den über Vierzigjährigen richtig auf. Auch bei einfachen Jobs, die keiner höheren Qualifikation bedürfen, sind die Unterschiede gering.

Die Daten zeigen aber auch, dass Teilzeitmänner, genau wie -frauen, mit einem tieferen Basislohn rechnen müssen. Wenn das Diskriminierung sein soll, sind die Männer davon ebenso betroffen. Nur gibt es sachliche Gründe für den tieferen Teilzeitansatz: Für viele Führungspositionen reichen oft selbst die reglementären vierzig Wochenstunden nicht aus, sie lassen sich, aller Propaganda zum Trotz, nicht in Teilzeit bewältigen. Teilzeitjobs sind auch oft mit höheren administrativen Kosten verbunden.

### Frauen wählen eher einen Fixlohn

Die strubschen Daten führen zu einem politisch unkorrekten Schluss: Frauen sind im Schnitt ganz einfach weniger ehrgeizig und bequemer als Männer. Ein wesentlicher Teil der männlichen Mehreinnahmen beruht nämlich auf Erfolgsbeteiligungen, Prämien, Gratifikationen und Überzeit. Frauen wählen eher einen Fixlohn, und der ist halt tiefer. Es lässt

sich zudem feststellen, dass ledige Frauen kaum weniger verdienen als Männer.

Verheiratete Männer dagegen haben überdurchschnittlich hohe Saläre, verheiratete oder geschiedene Frauen, die auf die Einkünfte ihres (Ex-)Gatten zählen dürfen, auffallend tiefe. Viele arbeiten wohl vor allem, um gesellschaftlich am Ball zu bleiben. Anders als in den Planspielen der Gleichsteller sind die tradierten Geschlechterrollen offenbar nach wie vor gültig. Die meisten Männer sehen sich immer noch in der Rolle des Ernährers; für Frauen haben Kinder eine höhere Priorität.

Silvia Strub hat einen Aspekt völlig ignoriert, der ihr kunstvolles Konstrukt wie ein Kartenhaus einstürzen lässt: Die Höhe des Lohns wird nicht nur vom Arbeitgeber bestimmt, sondern auch und vor allem vom Arbeitnehmer. Durch Einsatz, Fleiss und eine gezielte Karriereplanung kann er, vielleicht auch mal unter Einsatz der Ellenbogen, seine Einkünfte steigern. Verheiratete Frauen haben das in der Regel weniger nötig – also steht ein möglichst hoher Lohn nicht zuoberst auf ihrer Prioritätenliste.

Wie sehr Strub mit längst überholten Klischees arbeitet, zeigt ihre Behauptung, laut der für Frauen in den Teppichetagen die «Luft dünn» werde. Hört man sich in der Wirtschaft um, werden Kaderfrauen allein schon aus Imagegründen überall dringendst gesucht. Es gibt einfach wenige. Genau wie in der Politik überlegen sich Frauen meistens gut, ob sie den Stress auf sich nehmen wollen. Das ist ihr freier Entscheid, mit Diskriminierung hat das nichts zu tun.

Dass Sommaruga und ihre Gleichstellerinnen solche Argumente erhören, ist unwahrscheinlich. Wenn Mama ein Machtwort spricht, gibt es nichts mehr zu deuteln. Arbeitgeber sind deshalb gut beraten, bei der Anstellung von Teilzeitfrauen und Wiedereinsteigerinnen Vorsicht walten zu lassen. Es muss mit komplizierten und teuren Lohnklagen gerechnet werden. ○

# Der Gründliche

Ulrich Schlür, eben 70 geworden, ist das Urgestein der Zürcher SVP, Lieblingsfeindbild der Journalisten, dabei einer der meistunterschätzten Schweizer Politiker. Schlür hat Tiefgang und Substanz. Warum nur gelingt es ihm nicht, seine Kritiker endlich davon zu überzeugen? *Von Roger Köppel und Nik Hunger (Bild)*

Ulrich Schlür, da ist dieser Name, der rotgraue Haarkranz, der entschlossene Schädel, dann die Stimme, unbarmherzig sägend, schnarrend, schmallippige Reizfigur in politischen Talkrunden, unzweifelhaft intelligent, aber selbst Freunde werden nicht richtig warm mit ihm. Lieblingsfeindbild der Journalisten. Persönlicher Eindruck bei einem Abendessen kürzlich: Seine Gegner verlieren die Contenance, sobald das Gespräch auf ihn kommt, sie krümmen und verrenken sich, ihre Abneigung hat fast etwas Körperliches, daher Übertriebenes. Da schwingt mehr mit als bloss intellektuelle Kritik an einer als falsch empfundenen Position. Was ist es?

Empfindsame Gemüter schrecken auf, wenn Schlür im TV antritt. Seine staubtrockene Faktentreue, die Beharrlichkeit, mit der er seine Gründlichkeiten ausbreitet, haben ihm den Ruf eines ideologischen Sturkopfs eingetragen. Dabei gibt es kaum einen zweiten Schweizer Politiker, der sich so intensiv in die Gegenseite eindenkt, der sich so mühevoll bis in die hintersten Gedankenwindungen selbst von Leuten einarbeitet, deren Ideen er aus tiefer Überzeugung ablehnt. Ein Teil der Irritation besteht darin, dass Schlür seine Gegner oft besser versteht als diese sich selbst. Handkehrum fehlt ihm in der Öffentlichkeit jene Prise Verschmitztheit und Humor, die er hier bei unserem Gespräch im sicheren Gehäuse seines Büros so selbstverständlich an den Tag legt.

## Heroischer Verzicht auf Eleganz

Eigentlich ist Schlür kein Politiker, war er es nie. Wenn Politik auch darin besteht, die eigenen Anliegen dem Publikum mundgerecht zu verkaufen, ist Schlür einer der politisch erfolgreichsten Nichtpolitiker der Schweiz. Er sagt: «Probleme treiben mich an, und ich bin ein guter Wahlkämpfer für andere, aber ein schlechter für mich.» Das stimmt. Sein Verzicht auf Verpackung und auf Anbiederung ist geradezu bewundernswert. Ulrich Schlür kann im gleichen ungerührten Tonfall über die militärische Bedeutung von Streumunition oder über einen Familienausflug mit seinen acht Enkelinnen in den Tierpark Dählhölzli berichten. Er steht hin, wenn es seinen Parteikollegen zu heiss wird. Es treibt seine Gegner zur Weissglut, wenn er im Kugelhaag ihrer Beleidigungen seine Argumente unbeirrbar auf den Punkt bringt.

An ihm beeindruckt die Mischung aus Belesenheit und Bodenhaftung. Schlür, promovierter Historiker und Literaturwissenschaftler, ist kein abgehobener Dogmatiker, sondern

ein Intellektueller aus der Wirklichkeit. Beim Treppenaufgang zu seinem Büro in einem schön umgebauten Bauernhaus in Flaach hängt eine alte Weltkarte mit dem Swissair-Logo. Die Swissair-Schweiz ist Schlürs Schweiz. Swissair steht für Schweizer Tugenden, die weltweit Furore machten, aber durch Führungsversagen ins Elend geritten wurden. Wer ihm einen übertriebenen Hang zur Scholle vorwirft, sollte einen Blick auf seine Bibliothek werfen: Weltgeschichte, Kirchengeschichte, deutsche Literatur, Religion, Biografien. Hier präsentiert sich ein weltläufiger, neugieriger Geist, der von Leuten, die weniger draufhaben, aus Notwehr herabgesetzt und karikiert wird. Sie täubeln, weil es ihnen an besseren Argumenten fehlt.

Ulrich Schlür kramt ein Bild hervor. Es zeigt den flammendrothaarigen Politiker Mitte vierzig mit zerzauster Windfrisur in Bluejeans, mit Ketten und in Rockermontur. Man muss wissen: Schlür war nie ein Fan der Beatles oder der Rolling Stones. Rockkonzerte mied er, die

---

«Heut gibt's frischen Hering, so fett wie Hermann Göring.» Die Nazi-Polizei verhaftet Schlür.

---

Jugendkultur «der Verlausten» blieb ihm suspekt. Wie also kam es zum Rockerbild? Schlür war damals Schulpräsident von Flaach. Es gab Probleme mit einer Bande örtlicher Rocker. Zur Eröffnung eines neuen Sportplatzes wurden die Schulvertreter aufgefordert, in origineller Aufmachung zu erscheinen. Schlür hatte die zündende Idee: Er liess sich vom Chef der Problemrocker einkleiden. Schulpräsident Schlür verblüffte, hatte die Lacher auf seiner Seite, aber nicht nur. Auch die Schulprobleme mit den Rockern entschärfen sich. Schlür politisiert nicht aus dem Schützengraben. Originell, kreativ arbeitet er auf Lösungen hin.

Interessant ist seine Familiengeschichte. Schlür wird am 17. Oktober 1944 in Zürich geboren. Zusammen mit seinem älteren Bruder, einem späteren Mathematiker, wächst er in Oberengstringen in kleinbürgerlichen Verhältnissen auf. Man lebt in einem Einfamilienhaus. Der stolze Vater, Kaufmann, ehemaliger Banklehrling, Lokalpolitiker in der SVP-Vorgängerpartei BGB, brachte es zum Kleinunternehmer im Holzhandel. Schlür: «Wir wurden traditionell erzogen. Man sollte sich recht benehmen. Man erwartete, dass die Kinder wissen, welche

Opfer die Eltern und Grosseltern gebracht haben, damit wir Jungen es besser haben.»

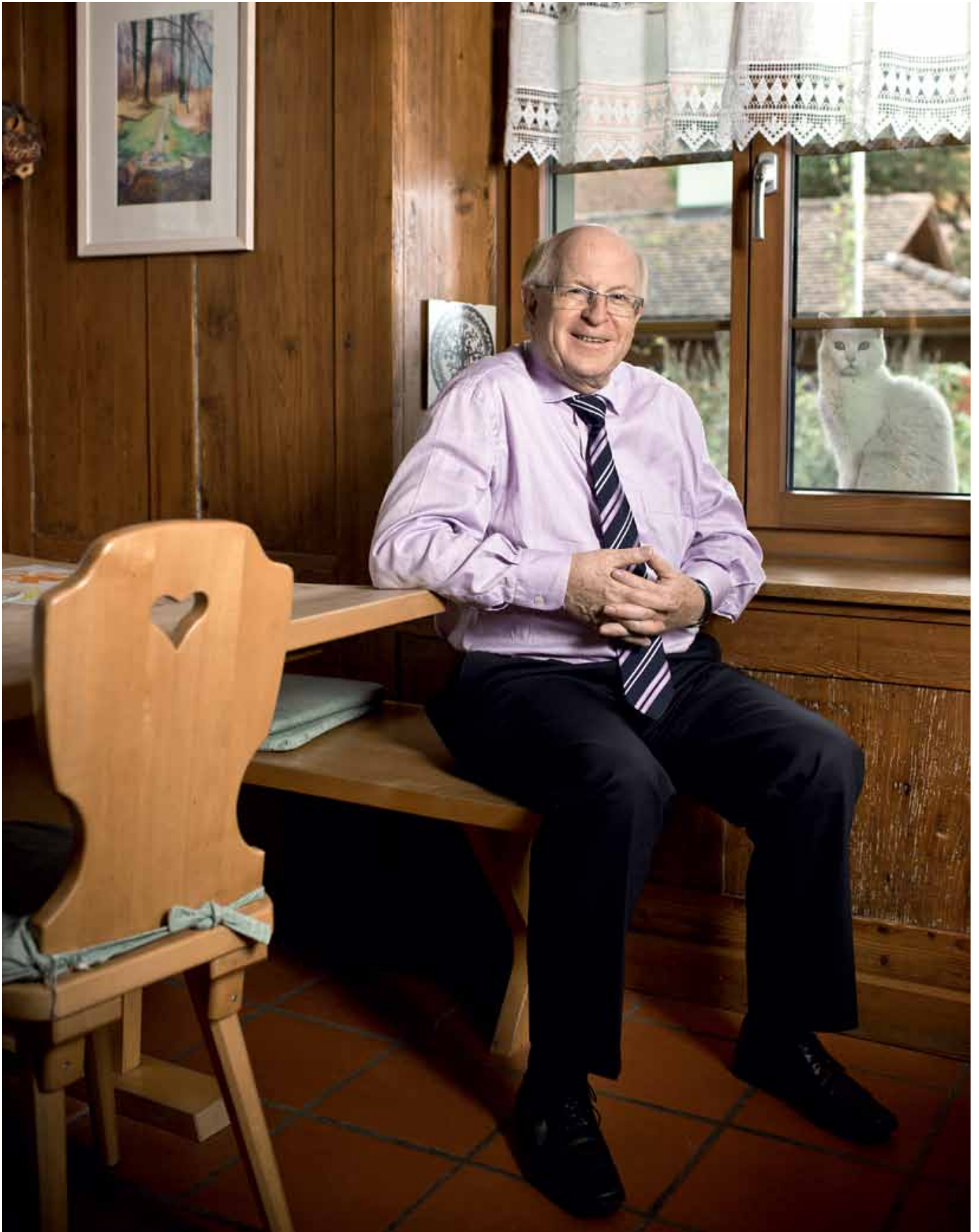
## Grenzüberschreitender Familienclan

Die Schlürs stammen väterlicherseits aus Calvörde, Sachsen-Anhalt, im Nordosten Deutschlands, zwischenzeitlich DDR. Grossvater Christian kommt Ende des 19. Jahrhunderts als mittelloser, wandernder Schreiner Geselle bei Basel in die Schweiz und wird wegen seiner linken Überzeugungen in Süddeutschland beim Agitieren bald verhaftet. Er muss ums wirtschaftliche Überleben kämpfen, doch es gelingt ihm, sich mit einer kleinen Schreinerei selbstständig zu machen. Erst mit vierzig hat er genügend Geld, um eine Familie zu gründen. Grossvater Schlür, der deutsche Anhänger von Rosa Luxemburg und August Bebel, wird Schweizer Patriot. Er ist der Schweiz zeitlebens dankbar, dass sie ihm, dem armen Einwanderer, half, eine eigene Existenz aufzubauen.

Schlür erfährt, dass sein Grossvater einen Zwillingbruder hatte. Die beiden wuchsen als uneheliche Kinder in einem Waisenhaus auf. Mit fünfzehn gab man ihnen gratis einen Konfirmandenanzug, dann waren sie auf sich allein gestellt. Der eine ging auf jahrelange Wanderschaft, der andere blieb als Kleinbauer und, weil das Geld nicht reichte, als Ausrufer für amtliche und gewerbliche Mitteilungen in Calvörde. Die Schlürs waren Sozialdemokraten, keine Nazis. Es gibt einen intensiven Briefwechsel zwischen den Zwillingbrüdern, eine Art Chronik der deutschen Geschichte aus der Sicht einfacher Leute, die dem Unheil mit Zusammenhalt trotzten: Erster Weltkrieg, Zusammenbruch, Massenarmut, Hyperinflation, Aufstieg Hitlers, Zweiter Weltkrieg, Teilung Deutschlands.

Den Schlürs ist ein rebellisches, schalkhaftes Gen eingepflanzt. Zwillingbruder Friedrich legt sich 1936 mit den nationalsozialistischen Behörden an, als er auf dem Marktplatz für den örtlichen Fischhändler Werbung macht: «Heut gibt's frischen Hering, so fett wie Hermann Göring.» Die Polizei wirft Schlür wegen Beleidigung des Reichsmarschalls für eine Woche ins Gefängnis, glaubt aber, nur einen harmlosen Dorfdeppen gefasst zu haben. Ein Irrtum. Nach zwei Wochen tritt Ausrufer Schlür erneut im Dienst des Lebensmittelladens an: «Heut gibts wieder frischen Hering, so fett wie vor vierzehn Tagen, ich darf's nur darf nicht mehr sagen.» Diesmal rückt die Polizei nicht aus.

Ulrich Schlür wird in den Medien als Repräsentant einer sich selbst bespiegelnden, ab-



*Weltläufiger, neugieriger Geist:* Ulrich Schlier.

schottungssüchtigen Retroschweiz geschildert. An seiner eigenen Biografie, an der Geschichte seiner Familie lässt sich das Gegenteil nachweisen. Die Schweiz ist kein ausländerfeindliches Land. Sie heisst Fremde willkommen, auch solche, die wie Schlüers Grossvater zunächst von der Weltrevolution träumen, um sich dann mit zäher Arbeit einzugliedern. Diese Erfahrung prägt auch Ulrich Schlüer: Er ist nicht gegen Ausländer, aber er ist gegen die massenhafte Einwanderung. Vor allem die Migration in den Sozialstaat benennt er seit Jahren als Problem. Schlüer plädiert für Integration durch Eigenleistung. Wer in die Schweiz will, muss seinen Lebensunterhalt selber verdienen.

### Cherchez la femme

In die Politik kommt er wegen seiner Frau Ruth. Er lernt sie als 21-Jähriger in der Pfadi kennen, vier Jahre später heiraten sie. Weil sie schon als Kindergärtnerin in Flaach arbeitet, ziehen die beiden ins Zürcher Weinland. Neuankömmling Schlüer spürt die Pflicht, sich zu engagieren im neuen Wohnort. Er beginnt mit Bildungspolitik, steigt auf, wird 1994 sogar Gemeindepräsident, ab 1995 Nationalrat. Seine erste Amtshandlung bezeichnet er als seinen grössten Erfolg neben der Minarett-Initiative: Schlüer setzt sich dafür ein, dass Flaach die amtliche Vormundschaft abschafft. Die Flaacher sollen selber jenen Flaachern helfen, die Unterstützung brauchen.

Der zuständige Vormundschaftsbeamte im Bezirkshauptort Andelfingen belächelt den forschenden Neo-Gemeindevorstand, doch Schlüer setzt sich durch gegen seinen, wie er lachend anfügt, «ersten politischen Todfeind». Flaach kündigt die Verträge. Es funktioniert. Eine junge Drogensüchtige, die aus der psychiatrischen Klinik Rheinau ausbüxt, wird durch ihren Milizvormund mit dem Töff aus Frankreich zurückgeholt. Auch der Rocker, der Schlüer seinerzeit die Kluft verpasste, wird dank dem freiwilligen Engagement der Flaacher aus dem Drogensumpf am Zürcher Platzspitz befreit.

Kampf gegen Behördensturheit, Kampf gegen Zentralismus, Kampf gegen die staatliche Neigung, den Bürger zu entmündigen: Das ist Schlüers Leitmotiv. Das zieht sich bei ihm durch. Er ist nicht deshalb gegen die EU, weil er an der Schweizer Scholle klebt. Er glaubt einfach nicht an ein politisches Gebilde, das unterschiedlichen Wirtschaftsräumen eine Einheitswährung aufpropft, die bis zu sechzig Prozent der Jugendlichen in Südeuropa die Zukunftschancen raubt: «Wenn die EU so überlebt, geht das abendländische Europa der Vielfalt und des Wettbewerbs zugrunde.»

Schlüer will die Politik möglichst nahe an den Bürger bringen. Die EU ist für ihn die Verkörperung aller Sehnsüchte, die das Gegenteil bezwecken. Die Schweizer Politiker, die mit Hochdruck in Richtung Brüssel streben, kann er gut verstehen: «Die direkte Demokratie ist für Poli-



*Kreativ:* Schulpräsident Schlüer in den 80ern.

tiker ein Gefängnis, für die Bürger ein Paradies der Freiheit. In der EU ist es umgekehrt: Sie ist ein Gefängnis für die Bürger, aber ein Paradies für die Politiker.» Der von Bundespräsident Didier Burkhalter vorangetriebene «Rahmenvertrag» der Schweiz mit der EU ist für Schlüer die Sterbeurkunde des unabhängigen Kleinstaats. Als Geschäftsführer des Komitees gegen den schleichenden EU-Beitritt kämpft Schlüer mit konzentrierten Energien gegen den drohenden Selbstmord.

Kampf dem Zentralismus: Das steht auch hinter seinem Einsatz für eine Entbürokratisierung des Bildungswesens. Schlüer gehört zu den frühen Mahnern gegen die Zerstörung der Volksschule durch Reformen und «gute Absichten». Der Kritiker der «Kuschelpädagogik» hat

---

«Wenn die EU so überlebt, geht das abendländische Europa der Vielfalt und des Wettbewerbs zugrunde.»

---

heute Verständnis für alle Lehrer, die gemäss jüngsten Umfragen an Burnout leiden, weil sie von rigorosen Schulzentralisten gezwungen werden, für alles und jedes einen Bericht zu schreiben. Die heutige Schule, argumentiert Schlüer, werde kaputtferngesteuert. Er plädiert für radikale Vereinfachung. Nur die Lernziele sollten verordnet werden, die freie Methodenauswahl und die Freiheit der Lehrmittel müssten den Lehrern wieder gewährt werden. Schlüer will die Lehrer aus den Hamsterrädern der Bürokratie in die kontrollierte Wildnis des Unternehmerischen entlassen. Mit schreckverzerrtem Gesicht berichtet er von einer Schule, wo die Kinder hinter Stellwände, jedes für

sich, stundenlang allein über Papieren brüten. Nach wie vor, resümiert Schlüer, entwickle sich das Schweizer Bildungswesen in die falsche Richtung.

### Die Sache mit dem Gold

Schlüer ist kein Populist, schon gar nicht ein Rassist. Vielleicht waren einige seiner öffentlichen Äusserungen nicht immer elegant. Manchmal drückt eine gewisse Verbissenheit durch. In einem Samichlaus-Editorial seiner *Schweizerzeit* wünschte er sich einmal, seine Gegner möchten vom Weihnachtsmann eine Tracht Prügel geschenkt bekommen. Die Glosse, der schriftlich formulierte Humor sind nicht seine Stärken. Schlüer überzeugt als Analyst, als Aufbereiter und Aufdecker unangenehmer Fakten, die am besten andere vertonen. Sein Verzicht auf Schmuck und Charme geht so weit, dass er trotz unbezweifelbarer Erfolge zweimal seine eigene Wiederwahl verpasste. Sachlich bis zum Untergang. Trotzdem arbeitet der konsequente Nichtegeist heute – fleissig, unverdrossen – ohne erkennbare Bitterkeit aus dem Hintergrund für seine Partei weiter. Bis zu den Sommerferien präsidierte er drei Arbeitsgruppen. Inzwischen widmet er sich voll dem Kampf gegen die EU.

Schlüer ist in seinen Kernthemen stark: Islam, Ausländer, Integration, Schule, Europäische Union. Da baut er auf eigener Anschauung und Erfahrung auf. Immer geht es darum, möglichst viel Verantwortung möglichst weit unten anzusiedeln. Seine Ansichten sind differenziert. Er glaubt an die Erneuerungsfähigkeit demokratischer Gesellschaften. Vor allem die Schweiz habe ein System, das Fehlerkorrekturen zulasse. Demokratie ist Fortschritt ohne



«Traditionell erzogen»: Vater Hermann.



gewaltsamen Bruch durch Revolution. Demokratie heisst Vielfalt und Flexibilität. Darum ärgert ihn die «erratische, unumstössliche Kompromissunfähigkeit» der Europäischen Union so sehr. Die Personenfreizügigkeit sei zum «totalitären Dogma» geworden. Am Bundesrat diagnostiziert er das neue Phänomen der «Angsthasen-Schweiz». Er erwarte von den Leuten, die das Land führen, einfach mehr als nicht mal besonders telegene Selbstanpreisungen in den Medien. Die Schweiz müsse aufpassen, dass sie für ein paar Brotkrümel im europäischen Binnenmarkt nicht ihre Seele verkaufe.

Wir kommen auf den Islam. Schlüter war einer der Ersten, der das Unausprechliche auszusprechen wagte: «Es gibt einen elementaren Widerspruch zwischen dem Islam und der westlichen Gesellschaftsordnung.» Das hat er sich nicht in Büchern angelesen, das ist ihm als Flaacher Schulpräsident im Alltag spürbar geworden. Er hat Zwangsehen erlebt oder Familien, die ihre Töchter nur dann in die Schule schickten, wenn es zu Hause nichts mehr zu tun gab. Die Vorstellung, dass Frauen in der Schweiz eine Berufsausbildung machen und sich nicht bloss der Gnade eines von den Eltern ausgesuchten Ehemanns ergeben, sei vielen muslimischen Familien ein zutiefst fremder Gedanke gewesen – und geblieben. Die aktuelle Radikalisierung mordender IS-Banden besorgt ihn. In der Schweiz gebe es 400 000 bis 500 000 Muslime, davon rund 3 Prozent radikale. Was ist zu tun? Schlüter liefert keine forschen Haudraufthesen, sondern denkt lange nach. Man müsse die Muslime selber bei der Verantwortung packen, ihre Sprecher und Geistlichen. Schlüter bleibt seinem Ansatz treu: keine staatlich-bürokratischen Abstraktkonzepte, hin zu den kon-

kreten Menschen. Die Direktbetroffenen sollen regeln, was sie selbst betrifft.

Schlüter ist ein glühender, ein im positiven Sinn fundamentalistischer Verfechter des Milizgedankens. Holprig, harzig wird es, wenn sich er aus den gewohnten Revieren wagt. Sein jüngstes Projekt: Schlüter wirbelt für den Erhalt und die Pflege der Schweizer Goldreserven. Er vermutet, dass die Schweizer Mitgliedschaft im Internationalen Währungsfonds entscheidend war für die Verschleuderung unserer Goldbestände zur Jahrtausendwende. Schlüter ist sicher: Der Abbau des Nationalbankgoldes hat die Schweiz verwundbarer, schwächer gemacht, empfänglicher auch für die Bindung an den Euro, die er für fatal hält. Pikant: Die Parteileitung hat reichlich diktatorisch die schroffe Ablehnung von Schlüters «Gold-Initiative» von oben verfügt. An der Basis aber gibt es Zustimmung

---

**«Ich sehe mich als konstruktiven, konsequenten Kritiker des Etablierten.»**

---

und Sympathie. Underdog Schlüter kämpft eisern weiter, neuerdings gegen das Establishment der SVP.

Schlüter ist kritisch, aber zuversichtlich. Die Frage sei nur, wie hoch der angerichtete Schaden bis zur schliesslichen Erleuchtung sei. Die Frage nach seinen Erziehungsprinzipien beantwortet er mit einer Hymne auf seine Frau, die ebenfalls lokalpolitisch tätig war. Sie habe die vier Kinder grossgezogen, ohne Indoktrination. Auf den Weg gegeben habe man ihnen: «Was man macht, soll man gründlich und mit Überzeugung machen.» Schlüter hasst alles Oberflächliche, seine

Stärke ist die Tiefe, ist die Substanz. Seine persönliche Gründlichkeit ist wahrscheinlich auch der Grund für seine gelegentliche Verbissenheit. Wer den letzten Grund erkannt zu haben glaubt, tut sich schwerer mit abweichenden Meinungen. Umgekehrt: Der Gründliche ist für den Oberflächlichen eine Zumutung, weil er ihn der eigenen Nachlässigkeiten überführt. Ob das die tiefere Ursache für die doch heftigen, ja zum Teil krankhaften und kriminellen Anfeindungen gegen Schlüter ist, der schon unter Polizeischutz gestellt werden musste nach einem Brandanschlag auf einen seiner Mitstreiter?

**Gott nimmt die Menschen, wie sie sind**

Schlüter glaubt an Gott. Der Gott des Christentums ist für ihn ein gnädiger Gott, der den Menschen annimmt, wie er ist. Er zeigt auf sein Bücherregal in einem perfekt aufgeräumten Büro. Dort steht Christopher Clarks neues Standardwerk «Die Schlafwandler» über den rätselhaften Ausbruch des Ersten Weltkriegs, den überforderte Politiker stolpernd herbeiführten. Das Schlimmste sei, wenn man in der Politik die Dinge einfach schlittern lasse, mahnt Schlüter. Politik müsse aktiv gestaltet werden, moralische Appelle genügen nicht. Das ist sein wichtigstes Credo: «Überzeugungen sind durch hartnäckige Arbeit in die Wirklichkeit umzusetzen.»

Gibt es Vorbilder? Dem knochentrockenen Sachpolitiker entwindet sich überraschend ein fast schon poetisch-augenzwinkernder Schlussakkord. Schlüter fühlt sich angesprochen vom «ungläubigen Thomas», von der Figur des biblischen Zweiflers im Neuen Testament: «Ich sehe mich als konstruktiven, konsequenten Kritiker des Etablierten.» O



*Hymne auf seine Frau:* Hochzeit, 1970.



*Seine Stärke ist die Substanz:* Ulrich Schlüter mit seinen vier Kindern und Gattin Ruth.

# Hypothekenberatung mit Augenmass und Präzision. *UBS Hypo Check.*



Jetzt Termin für UBS Hypo Check  
vereinbaren: 0800 884 556  
[www.ubs.com/hypotheken](http://www.ubs.com/hypotheken)

Der Kauf von Wohneigentum ist eine Entscheidung von grosser Tragweite. Der UBS Hypo Check bringt Sie Schritt für Schritt sicher zum Ziel. Wir beraten Sie fundiert und kompetent bei der Festlegung Ihres finanziellen Spielraums, bei der Wahl des Objektes und des richtigen Hypothekarproduktes bis hin zu Absicherungs- und Steuerfragen. So haben Sie die Gewissheit, dass nicht nur Ihr Eigenheim perfekt in Ihr Leben passt, sondern auch die Finanzierung.

Best Bank in  
Switzerland



---

# Genügsame Aargauer

---

Der Bund verteilt fast zwanzig Milliarden Franken an die Kantone. Wohin fliesst das Geld? Wer nimmt am meisten? Wo leben die günstigsten Schweizer?

Von Peter Keller



Pro Kopf nur 1457 Franken aus Bundesquellen: Bad Schinznach, Kanton Aargau.

Für Schlagzeilen und Unmut sorgt vor allem der nationale Finanzausgleich (NFA): dass eine Minderheit von Kantonen den Rest der Schweiz durchfüttert, dass allein Bern rund 1,2 Milliarden Franken aus dem Solidaritätstopf bezieht und dafür ein Geberkanton wie Schwyz tief in die roten Zahlen stürzt. Doch der NFA ist nur ein besonders virulentes Beispiel dafür, wie Geld in der Schweiz hin- und hergeschoben wird – und er würde nicht

zu solchen Debatten führen, müssten neben dem Bund nicht auch einzelne Kantone den NFA direkt mitfinanzieren.

Ein Blick in die Finanzstatistik der Schweiz zeigt: Jährlich ergiesst sich ein enormer Geldsegen über die Kantone. 2012 wurden 19,76 Milliarden Franken aus verschiedenen Kassen und Töpfchen der Eidgenossenschaft verteilt. Eine erstaunlich hohe Zahl – was auch deutlich wird, wenn diese Gelder mit den Gesamteinnahmen

der Kantone verglichen werden. Durchschnittlich stammen 24,7 Prozent oder rund ein Viertel aller kantonalen Einnahmen aus Bundesmitteln. Um auf den NFA zurückzukommen: Auch hier kommt der grösste Teil aus Bundesquellen (3,1 Milliarden). Die Geberkantone steuern lediglich rund 1,5 Milliarden bei.

Wenn so viel Geld über verschiedene Kanäle in die Kantone fliesst, stellen sich einige Fragen von allgemeinem Interesse: In welchen Berei-

chen verteilt der Bund überhaupt Geld? Wo profitieren einzelne Kantone vergleichsweise besonders stark? Wer nimmt am meisten? Wo leben die günstigsten Schweizer? Gibt es Unterschiede zwischen den Land- und den Stadtkantonen, zwischen der Romandie und der Deutschschweiz?

### Spitzentrio der Profiteure

Aufschlussreich ist die Tabelle (siehe rechts) mit den Pro-Kopf-Einnahmen der Kantone aus Bundesquellen. Sie zeigt: Die Bundesmittel werden höchst ungleich verteilt – und es gibt unerwartete Ausreisser. Die günstigsten Schweizer sind nicht etwa die finanzstarken Zuger oder Schwyzer, die pro Kopf mit Abstand am meisten in den nationalen Finanzausgleich abliefern, sondern die unscheinbaren Aargauer. Obschon der Mittellandkanton zu den NFA-Bezüglern gehört, kommt er pro Kopf auf nur 1457 Franken aus Bundesquellen, gefolgt von den Baselbietern mit 1534 Franken und Zürich mit 1735 Franken. Zur besseren Einordnung: Die Jurassier beziehen allein für die Landwirtschaft 1459 Franken pro Kopf – gleich viel, wie der Aargau insgesamt aus Bundesquellen erhält. Durchschnittlich kassiert ein Schweizer Kanton 2458 Franken pro Kopf und Jahr.

Auf der anderen Seite ist das Bild weniger überraschend: Die finanzschwachen und topografisch schwierigen Kantone Jura, Uri und Graubünden bilden unangefochten das Spitzentrio der Profiteure mit jeweils 5964, 5842 und 5830 Franken pro Kopf. Die Urner beziehen sogar mehr als die Hälfte ihrer Gesamteinnahmen aus Bundesquellen (52 Prozent). In Basel-Stadt kommen bloss 13 Prozent der Einkünfte aus Bundesbern.

In welchen Bereichen verteilt der Bund Geld? Der Jahresbericht der Finanzstatistik weist elf Gebiete aus. Der grösste Posten mit total 3,616 Milliarden sind Ertragsanteile an Bundeseinnahmen, die den Kantonen zustehen, namentlich aus der direkten Bundessteuer und der Verrechnungssteuer. Bei diesen Geldern kann nicht wirklich von Subventionen die Rede sein. Zug bekommt hier 2433 seiner 3498 Franken aus Bundesquellen. Würde man diesen Posten gesamthaft aus der Berechnung nehmen, würden die Innerschweizer die günstigen Aargauer noch unterbieten.

### Basel schröpft seine Bürger

Der nächste grössere Posten mit 3,101 Milliarden bildet der Finanz- und Lastenausgleich (NFA), darauf folgen die Landwirtschaft (2,923 Milliarden), Krankheit und Unfall (2,152 Milliarden), der Strassenverkehr (2,122 Milliarden) und die Hochschulen beziehungsweise die Forschung, die mit 1,738 Milliarden unterstützt werden. Selbstverständlich profitieren vom letzten Bereich vor allem die Universitätskantone, wohingegen die Direktzahlungen für die Bauern mehrheitlich in die

ländlichen Kantone (meist ohne eigene Hochschulen) fliessen. Hier nimmt mit 1517 Franken pro Kopf Appenzell Innerrhodens den Spitzenplatz ein – während Basel-Stadt keinen einzigen Franken bekommt.

Der Kanton am Rheinknie nimmt auch sonst eine Sonderstellung ein. Pro Kopf fliesst mit Abstand am meisten Geld für den Forschungs-

### Der grösste Absahner ist der Kanton Jura mit total 5964 Franken pro Kopf.

und Hochschulbereich nach Basel: 758 Franken (Schweizer Durchschnitt: 216 Franken). Weiter scheinen viele Basler ärmer und kränker zu sein als der Rest der Schweiz. Kein Kanton bekommt pro Kopf mehr Prämienverbilligungen bei den Krankenkassen (288 Franken) und mehr Ergänzungsleistungen für IV- und AHV-Rentner (393 Franken). Kostenfolgen mit einer gewissen



Logik: Schliesslich sorgt Basel-Stadt bei den IV- und Sozialhilfequoten seit Jahren für schweizerische Rekordwerte. Sozialstaat à discrétion. Zum Vergleich: Zug und Nidwalden kommen im Bereich IV/AHV auf gerade einmal einen Viertel der Zuwendungen. Gesamthaft schöpft Basel-Stadt pro Kopf 3006 Franken aus den diversen Bundeskassen ab – und landet damit im vorderen Mittelfeld, eingebettet zwischen Glarus und den notorisch klammen Bernern.

Die kantonalen Unterschiede bei den Einnahmen variieren je nach Bereich stark. Eini-germassen fair und einheitlich sind die Beträge bei den Posten Berufsbildung und Krankheit/Unfall (Prämienverbilligungen) verteilt. Aus nachvollziehbaren Gründen beziehen städtisch geprägte Kantone wenig bis gar keine Landwirtschaftsbeiträge. Umgekehrt fliesst viel Geld in die Hochschulstandorte.

Gibt es einen Subventionsgraben zwischen der Romandie und der Deutschschweiz? Rein rechnerisch bezieht die Westschweiz pro Kopf

### Einnahmen der Kantone aus Bundesquellen

2012, pro Kopf, in Franken

	Öffentliche Sicherheit, Verteidigung	Berufsbildung	Hochschulen, Forschung	Krankheit und Unfall	Invaliddität, Alter und Hinterlassene	Übrige Soziale Sicherheit
 Zürich	9	78	255	267	150	126
 Bern	25	105	283	271	191	117
 Luzern	32	102	47	265	180	118
 Uri	186	108	3	268	104	127
 Schwyz	18	73	3	264	109	89
 Obwalden	12	104	3	264	117	143
 Nidwalden	118	83	3	266	94	112
 Glarus	13	106	3	267	151	113
 Zug	8	101	3	262	90	109
 Freiburg	26	83	263	258	162	90
 Solothurn	11	61	28	267	142	116
 Basel-Stadt	7	116	758	288	393	105
 Basel-Landschaft	17	77	3	272	152	109
 Schaffhausen	27	110	3	273	151	102
 Appenzell A.-Rh.	11	82	3	271	147	122
 Appenzell I.-Rh.	2	97	3	272	104	95
 Sankt Gallen	6	119	77	268	170	100
 Graubünden	69	106	75	276	127	93
 Aargau	11	83	3	263	115	62
 Thurgau	10	94	3	264	136	70
 Tessin	31	92	142	269	305	78
 Waadt	7	92	220	264	192	118
 Wallis	16	130	11	261	105	108
 Neuenburg	5	118	199	271	210	100
 Genève	51	80	443	271	210	120
 Jura	18	121	3	266	172	5
<b>TOTAL, konsolidiert</b>	<b>17</b>	<b>94</b>	<b>216</b>	<b>268</b>	<b>170</b>	<b>104</b>

Quelle: Finanzstatistik der Schweiz 2012, Jahresbericht

wesentlich mehr Gelder pro Kopf aus Bundes-töpfen: durchschnittlich 3362 Franken gegen-über dem Schweizer Mittel von 2458 Franken. Allerdings zählen mit dem Jura und dem Wallis zwei der fünf welschen Kantone zu den struk-turschwächsten Regionen des Landes.

### Innige Beziehungen

Zum Abschluss die Superlative: Der grösste Ab-sahner ist der Kanton Jura mit total 5964 Fran-ken pro Kopf. Die günstigsten Schweizer sind die Aargauer mit 1457 Franken pro Kopf. Die höchsten Landwirtschaftsbeiträge generiert Appenzell Innerrhoden (1517 Franken pro Kopf). Basel-Stadt geht in diesem Bereich leer aus. Am meisten Geld für Strassen erhält der Jura (2023 Franken pro Kopf). Genf begnügt sich mit 62 Franken. Der haushälterischste Kanton ist der Thurgau: Seine kantonalen Ge-samteinnahmen pro Kopf betragen lediglich 6714 Franken. Am meisten schröpft das links-grün dominierte Basel seine Bürger: Pro Kopf

kassiert der Stadtkanton 22 818 Franken. Drei-mal so viel wie der Kanton Schwyz (7475 Fran-ken). Aber auch ein städtisch geprägter Uni-versitätskanton wie Zürich kommt auf vergleichsweise bescheidene 8708 Franken pro Einwohner. In absoluten Zahlen holt niemand so viel Geld beim Bund wie die Berner: 2,959 Milliarden. Die Wege zwischen Bern und dem Bundeshaus sind aber auch besonders kurz, die Beziehungen innig.

Wenn die Eidgenossenschaft rund zwanzig Milliarden Franken im Jahr verteilt, sind die Beutejäger nicht weit. Die Kantone und Regio-nen erwarten von ihren Vertretern im nationa-len Parlament entsprechenden Einsatz. Hier, um einen Armeestandort zu behalten, dort, um einen Innovationspark zu bekommen. Was bei diesem ganzen Geschacher um Gelder und Lei-stungen geflissentlich verdrängt wird: Auch der Bund muss sich finanzieren. Und er holt seine Milliarden bei den Bürgerinnen und Bürgern – in den Kantonen. ○

Strassen- verkehr	Umwelt- schutz (ohne Raum- ordnung)	Landwirt- schaft	Finanz- und Lasten- ausgleich	Ertragsanteile an Bundes- einnahmen, nicht zweck- gebunden	Übriges	Einnahmen aus Bundes- quellen total	Gesamt- einnahmen der Kantone
111	35	121	56	509	18	1735	<b>8 708</b>
411	44	573	672	258	31	2981	<b>10 811</b>
137	50	599	579	303	84	2495	<b>7 776</b>
1690	651	775	1567	209	155	5842	<b>11 247</b>
176	105	534	42	878	57	2347	<b>7 475</b>
1045	386	856	689	346	91	4055	<b>8 236</b>
288	32	519	38	625	101	2278	<b>7 519</b>
267	91	602	1197	251	109	3169	<b>7 899</b>
126	31	266	0	2433	69	3498	<b>10 899</b>
218	41	709	1015	344	52	3262	<b>10 922</b>
149	52	320	413	266	44	1869	<b>7 186</b>
99	3	0	274	939	23	3006	<b>22 818</b>
235	27	199	0	402	41	1534	<b>8 692</b>
150	9	467	85	479	122	1979	<b>7 967</b>
367	58	700	810	300	49	2920	<b>7 955</b>
347	40	1517	877	336	34	3722	<b>9 099</b>
175	42	431	511	283	39	2221	<b>8 063</b>
1184	118	1033	1148	287	1314	5830	<b>12 383</b>
103	37	239	189	310	42	1457	<b>7 294</b>
149	37	482	511	266	38	2059	<b>6 714</b>
252	62	116	107	379	69	1902	<b>9 523</b>
130	23	376	87	512	35	2058	<b>12 344</b>
855	124	362	1067	224	151	3415	<b>10 142</b>
346	33	440	681	456	55	2915	<b>11 848</b>
62	5	45	227	885	57	2458	<b>18 921</b>
2023	149	1459	1266	245	236	5964	<b>13 380</b>
<b>265</b>	<b>67</b>	<b>364</b>	<b>386</b>	<b>450</b>	<b>58</b>	<b>2458</b>	<b>9 940</b>

**Clever sparen!**

Jetzt nur 450.– / Monat

**Wir könnten  
unsere Preise  
auch auf  
650.– / Monat  
erhöhen.  
Wollen wir  
aber nicht!**

220'000  
Impressionen pro Monat



Das marktführende  
Stellenportal  
für IT-Spezialisten

200'000  
Impressionen pro Monat



Das Stellenportal für Medical-Stellen

180'000  
Impressionen pro Monat



Das Schweizer  
Stellenportal  
für Handwerker

300'000  
Impressionen pro Monat

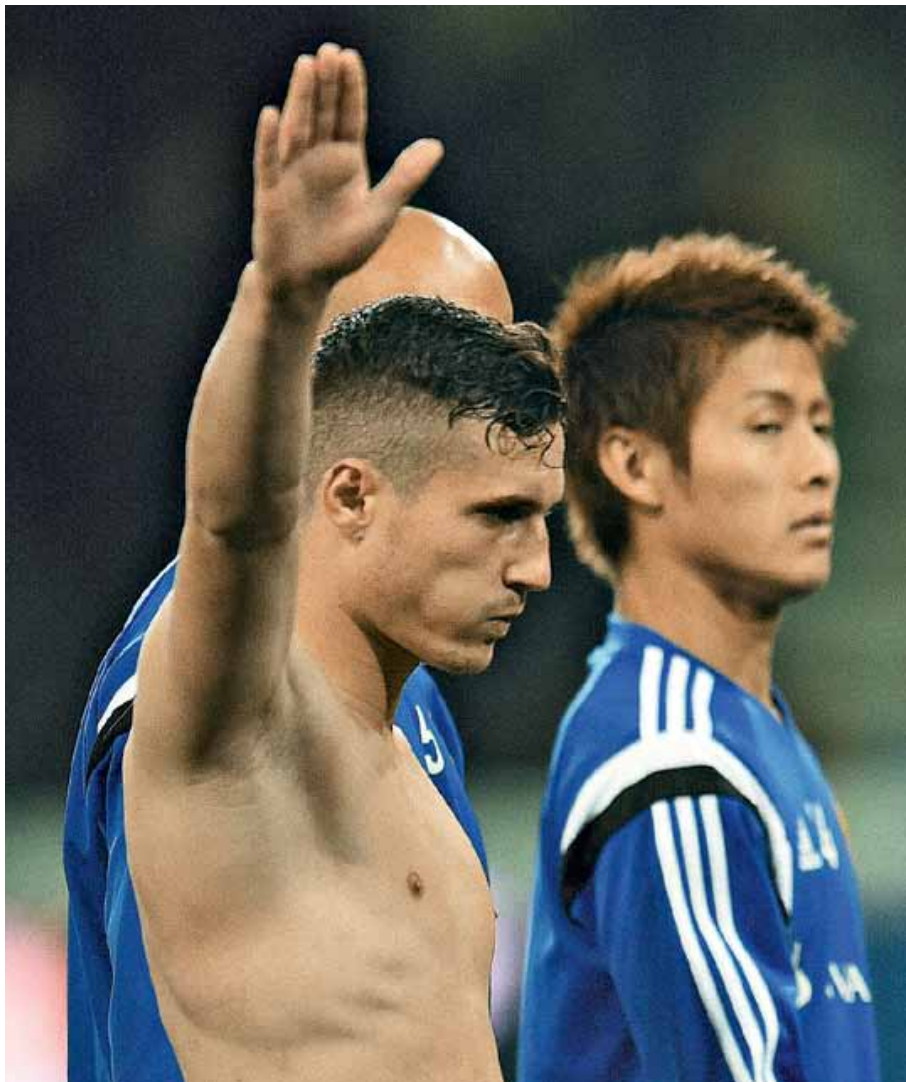


Das Schweizer All-Branchen Portal



Testen Sie uns:  
info@stellen-anzeiger.ch

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80



Toleranter Fussballverband: FCB-Spieler Taulant Xhaka, 18. Oktober.



Schweizer Nati-Spieler G. Xhaka (l.), X. Shaqiri.



Serbien – Albanien mit T. Xhaka, 14. Oktober.



Olympiakos-Piräus- und Nati-Spieler Kasami.

## Gruss an die Familie

Wiederholt outen sich Schweizer Fussballer als glühende Anhänger eines albanischen Grossreichs. Die Nati wird zum Sinnbild von Multikulti und Ausländerintegration in der Schweiz. Aber anders, als man sich das vorgestellt hat. *Von Christoph Landolt*

An der Fussballweltmeisterschaft in Brasilien schossen die Schweizer mehr Tore als auch schon. Es trafen: Mehmedi (gebürtiger Mazedonier), Seferovic (gebürtiger Bosnier), Dzemal (gebürtiger Mazedonier), Xhaka (gebürtiger Kosovare) und dreimal Shaqiri (schweizerisch-kosovarischer Doppelbürger).

Die Nati des Jahres 2014 ist eine kosmopolitische Truppe: 15 der 23 Nationalspieler haben Wurzeln im Ausland, die meisten im Balkan. Kein anderes der 32 WM-Teams hatte ähnlich viele Spieler mit Migrationshintergrund. «Absolute Weltspitze», frohlockte die *Aargauer Zeitung*. Jeder Erfolg auf dem Rasen wurde als

Triumph für die multikulturelle Schweiz gewertet, als Beleg für erfolgreiche Integration: «Plötzlich liegen sich fremdenfeindliche Schweizer und schweizkritische Ausländer in den Armen», beobachtete das gleiche Blatt aus dem Aargau. Migranten seien «das Glück des Schweizer Fussballs», posaunte auch *Swissinfo* in die Welt hinaus.

### Drohne mit Albanienflagge

Vier Monate später läuft die Qualifikation zur Europameisterschaft 2016. Die Partie zwischen Serbien und Albanien in Belgrad ist weniger ein Fussballspiel als die Fortsetzung des

Balkankriegs mit anderen Mitteln: In der 42. Minute erringt eine albanische Drohne die Lufthoheit im Stadion, daran befestigt ist eine Flagge mit den Umrissen Grossalbaniens. Ein Serbe reisst die Fahne runter, daraufhin wird er von den Albanern attackiert. Es wird gerepelt, getreten, gerangelt; es gibt Verletzte und Verhaftete. Bei den Albanern mittendrin: Burim Kukeli (aufgewachsen im Solothurnischen), Ermir Lenjani (aufgewachsen in Winterthur), Amir Abrashi (geboren in Bischofszell) und Taulant Xhaka aus Basel, der Bruder des Schweizer Natispielers Granit Xhaka.

Man fragt sich: Wie gut ist die Integrationsleistung der Schweiz wirklich, wenn Leute, die hier sozialisiert wurden, für die grossalbanische Sache keilen? Die Frage drängt sich umso mehr auf, als die Ausläufer der «Schande von Belgrad» auch den Schweizer Fussball erreichten bzw. dessen Aushängeschild.

### Solange es unpolitisch ist

Mittelfeldspieler Granit Xhaka stellte ein Foto seines Bruders ins Netz, das diesen mit aufgezogener Faust vor einer serbischen Phalanx zeigt. Bildkommentar: «Das zeigt die Stärke der Albaner. Wir gedenken Adem Jasharis.» Ein Schweizer WM-Teilnehmer widmet dem Mitbegründer der kosovarischen Befreiungs-

### Wie ernst ist es diesen Spielern mit dem Einsatz für die Schweizer Nationalmannschaft?

armee/Terrorgruppe UCK, der als Märtyrer im Kampf gegen die jugoslawische Polizei umkam, einen Kranz.

Mit noch steilerem nationalistischem Pathos sagte es Vater Ragip Xhaka. Gegenüber albanischen Medien erklärte der Patriarch, er sei stolz, dass sein Sohn die Beschmutzung der albanischen Nationalflagge nicht zugelassen habe. «Ich wäre stolz gewesen, wenn er sein Leben für die Fahne geopfert hätte.» Fussball als Krieg.

Zurück in der Schweiz, zelebrierte Taulant Xhaka ein Goal, indem er mit der Rechten auf sein Herz klopfte, in die Zuschauerränge blickte und mit ernster Miene den rechten Arm in die Höhe streckte, ähnlich einem Hitlergruss. Er habe lediglich «meine Familie grüssen wollen», erklärte Xhaka.

Sein für Mönchengladbach spielender Bruder Granit zelebrierte ein Freistosstor, indem er seine Hände zu einem albanischen Doppeldadler formte. In der gleichen Woche schoss sein Nati-Kollege im Dress von Olympiakos Piräus, Pajtim Kasami, im Champions-League-Spiel gegen Juventus Turin das Sieg-

tor – auch seine Finger bildeten beim Jubel Adlerschwinge.

Die Nati – ein einzig Team von Exilanten, die zwar für die Schweiz auflaufen, aber für die Grossmachtpläne der Heimat ihrer Eltern brennen? Wie ernst ist es diesen Spielern mit dem Einsatz für die Schweizer Nationalmannschaft, wenn sie bei jeder Gelegenheit eine andere Fahne hochhalten?

Die Spieler liessen eine Anfrage der *Weltwoche* unbeantwortet. Beim Schweizerischen Fussballverband (SFV) sind die Handzeichen der albanischstämmigen Spieler ein Thema. Im Führungsausschuss des Verbands wurde am Mittwoch nach Redaktionsschluss darüber debattiert. Und beim nächsten Zusammenzug der Nati will der Verband von den betreffenden Spielern eine Erklärung, wie Kommunikationschef Marco von Ah sagt. Bis jetzt habe der SFV allerdings «keine Anzeichen, dass die Gesten der Spieler einen politischen Hintergrund hätten». Vor dem Hintergrund der Gewaltszenen in Belgrad ist jedoch schwer vorstellbar, dass das Adler-Symbol nicht politisch gemeint ist.

Bei expliziten politischen Äusserungen hört für den SFV der Spass auf, sie sind auf und neben dem Feld strikt untersagt. Viel toleranter ist der Verband dagegen bei scheinbar unpolitischen patriotischen Symbolen. Xherdan Shaqiris Stollenschuhe, die neben einem Schweizerkreuz auch mit einer kosovarischen und einer albanischen Flagge bestickt sind, waren für den SFV noch nie ein Thema, wie Sprecher von Ah sagt. Taulant Xhaka brachte die Geste mit dem ausgestreckten Arm zwar ein Disziplinarverfahren ein, das aber ergebnislos eingestellt wurde.

### Ausweichende Antworten

Besonders brisant ist die Frage nach der Identität bei den Kosovo-Schweizern. Normalerweise verliert ein Fussballer, der einmal für die A-Auswahl eines Landes aufläuft, das Recht, für ein anderes Land zu spielen. Im Fall des Kosovos könnte diese Regel aber ausgehebelt werden. Das Land, das seine Unabhängigkeit

im Jahr 2008 ausgerufen hat, bemüht sich nicht nur um Mitgliedschaft bei Fifa und Uefa, sondern auch um eine Statutenänderung, die es Spielern wie Xherdan Shaqiri, Valon Behrami oder Granit Xhaka erlauben würde, nachträglich zur Kosovo-Auswahl zu wechseln. Auf die Frage, für welches Land sie sich entscheiden würden, haben alle drei bisher nur ausweichend geantwortet. Bei der Nati heisst es dazu: «Bis diese Frage aktuell wird, dauert es sicher noch fünf bis sieben Jahre.» Im Moment trügen die betreffenden Spieler alle den Schweizer Dress.

Vor zwei Jahren liess Granit Xhaka aber keinen Zweifel offen, dass sein Herz nicht für die Schweiz schlägt. Nach dem 2:0-Sieg der Schweiz über Albanien rechtfertigte er sich mit einem offenen Brief, warum er in diesem Spiel «Gegner der Mannschaft meines Volkes» gewesen sei: «Nach der Ablehnung durch den albanischen Verband [...] habe ich mich der Nationalmannschaft jenes Landes angeschlossen, in dem ich aufgewachsen und ausgebildet worden bin.»

### Die Schweiz ist kein Schmelztiegel

Fazit: Die Nati ist kein Sinnbild für eine problemlos integrierte Multikulti-Schweiz, die Ausländer und Secondos wundersam zu Schweizern umdampft. Das war die naive Sichtweise, die spätestens durch die «Schande von Belgrad» und die zahllosen Adler-Gesten entzaubert wurde. Die Fussball-Nati taugt aber dennoch als Integrationsmetapher, wenn auch anders, als es die Zeitungen bisher beschrieben haben: Die Schweiz ist kein *melting pot*. Man kann sie integrationspolitisch nicht mit den USA vergleichen. Wer nach Amerika auswandert, wirft den Rucksack seiner Herkunft ins Meer. Die Schweiz verlangt von ihren Einwanderern nicht einmal ein eindeutiges, ausschliessliches Bekenntnis zum Land. Die kickenden albanischen Jungnationalisten in Weiss-Rot erinnern uns daran, dass wir punkto Ausländerintegration nicht blauäugig sein sollten. Nicht überall, wo Schweiz draufsteht, ist nur Schweiz drin. ○


## Jubiläums-Geschenk!

ARVI feiert sein  
10-jähriges Jubiläum!

### Noch nicht Kunde bei ARVI?

Melden Sie sich hier an, um die zweite Ausgabe des 200-seitigen ARVI Katalogs kostenlos zu erhalten. Spannende Geschichten über die besten Hersteller und Winzer aus der ganzen Welt erwarten Sie!

[www.arvi.ch/ww](http://www.arvi.ch/ww)



**ARVI**  
THE SWISS BANK OF  
FINE AND RARE WINES

ARVI SA  
VIA PEDEMONTE 1  
CH-6818 Melano

T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75

[info@arvi.ch](mailto:info@arvi.ch)  
[www.arvi.ch](http://www.arvi.ch)

---

# Vier schlechte Ideen

---

Die Schweiz krankt an den Auswirkungen eines falschen ökonomischen Denkens. Die vier Irrtümer sind schuld an konkreten Fehlentwicklungen: Wachsende Kluft zwischen Arm und Reich, Umweltzerstörung, Masseneinwanderung und Gefährdung des Schweizer Bildungswesens. *Ein Essay von Rudolf Strahm*

Was haben wir in den letzten Jahrzehnten nicht alles an wechselnden ökonomischen Doktrinen und Dogmen erlebt! Immer neue wirtschaftliche Glaubensbekenntnisse wurden von Gurus mit professoralem Imponiergehabe vorgetragen und vom Mainstream nachgebetet – und dann nach einigen Jahren wieder still versenkt.

Heute lassen sich etwa die Protagonisten der monetaristischen Verirrung der 1990er Jahre oder die Antreiber der Finanzmarktderegulierung der zwei Jahrzehnte vor 2008 nicht mehr gerne an ihre damaligen Fehlleistungen erinnern. Es waren gleichsam sektiererische Verirrungen des ökonomischen Mainstreams. Es gibt auch ökonomische Thesen, die zwar weit verbreitet werden, aber nie befolgt. Zum Beispiel fordern heute weltweit alle bankenunabhängigen Ökonomen von links bis rechts mehr Eigenmittel der Bankhäuser zur Systemstabilisierung. Doch die Bankenoligarchie konnte bisher die regulatorische Umsetzung dieser Konsensmeinung verhindern.

Wirtschaftswissenschaft ist eben keine exakte Wissenschaft, auch wenn sie mit noch so (schein)exakten ökonomischen Modellen daherkommt. Wirtschaftswissenschaft ist und bleibt eine normative Wissenschaft, sie ist also immer mit weltanschaulichen Urteilen besetzt und vertritt – oft versteckt – auch ökonomische Interessen. Keynes bezeichnete die Ökonomie als «moral science». Sie ist es noch heute.

Hier fokussiere ich auf vier Fehlleistungen der ökonomischen Doktrinen mit internationalem Bezug. Alle vier Mainstream-Dogmen sind Facetten der Problematik der Globalisierung. Ich räume aber selbstkritisch ein: Erst die nächste Generation wird ihr Urteil darüber fällen. Jede ökonomische Doktrin hat ihre Zeit des Leuchtens und ihre Zeit des Verglühens.

**1. Irrtum: Anti-Etatismus und Steuerwettbewerb** — Etwas läuft schief im Kapitalismus. Es ist die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich. Sie zerstört jene Verheissung, die der Gesellschaftsvertrag der westlichen Demokratien ursprünglich von der Marktwirtschaft erwartet hatte. Die extreme Ungleichheit zerstört mit ihren Spitzenlöhnen letztlich den Leistungswillen. Ungleichheit beschränkt die Nachfrage und damit das Wachstum der Volkswirtschaften. Sie hebt die Demokratie aus ihrer Verankerung, weil der Grundsatz des mündigen, gleichberechtigten Bürgers als Voraussetzung für die Entscheidungsfreiheit aufgeweicht worden ist.

Die wachsenden Ungleichheiten widerlegen die Doktrinen des ökonomischen Lehrbuchs von den Segnungen der Marktwirtschaft. Die Wettbewerbswirtschaft ist produktiv und effizient. Aber sie ist nicht gerecht, wenn sie nicht durch den Fiskalstaat flankiert oder korrigiert wird. Der Mainstream des neoliberalen Anti-Etatismus in der Ökonomie stammt ideengeschichtlich von Friedrich A. von Hayek. Seine politische Polemik gegen den Staat und gegen die Linke hatte deshalb über Jahrzehnte hinweg Bestand, weil der Anti-Etatismus das ökonomische Kampfthema der Reichen ist, wie der amerikanische Ökonom Paul Krugman bemerkte. Reiche brauchen Staat und Steuern nicht. Ihr Verteilungskampf läuft heute über Steuern und Steuerwettbewerb.

Die aktuelle Spielart des Anti-Etatismus ist die Doktrin von den Vorzügen des (innerstaatlichen und internationalen) Steuerwettbewerbs: Die Wirtschaftsstandorte sollen mit individuell gestalteten Steuerregimen miteinander konkurrieren und damit den Reichen, Superreichen und dem mobilen Kapital in Holdings und Domizilgesellschaften eine Steueroptimierung – im Klartext: die Steuervermeidung – ermöglichen. Fünfhundert

---

## Die extreme Ungleichheit zerstört mit ihren Spitzenlöhnen letztlich den Leistungswillen.

---

internationale Rohstoff-Firmen verursachen hohe Kosten durch soziale und ökologische Langzeitschäden in Simbabwe, im Kongo, in Südafrika oder Bolivien, zahlen aber nicht dafür und suchen den Standort in Steueroasen am Zuger- oder Genfersee. Hat dieser Exzess mit Marktwirtschaft im Sinne von Verursacherprinzip und Kostenwahrheit etwas zu tun?

Innerhalb der Schweiz manifestiert sich der interkantonale Steuerwettbewerb als Abbild der globalen Unterschiede in der Fiskalbelastung: Steueroasen wie Zug, Schwyz oder das monacoisierte Genferseeufer beherbergen mit ihren besten seenahen Luxusstandorten die reichen Steuervermeider. Zug und Schwyz profitieren von der Nähe des Flughafens, von den Zentrumsleistungen der dreissig Minuten entfernten Stadt Zürich. Ihre reichen Steuervermeider benutzen die exzellente Infrastruktur Zürichs, die Theater, Schulen und Hochschulen, sie profitieren von der hohen Sicherheit, doch sie zahlen ihre Kosten nicht. Ökonomisch

lassen sich solche Marktverzerrungen und diese Leistungstransfers an die reichen Nichtzahler nie rechtfertigen. Der Steuerwettbewerb unter den Kantonen ohne eine Flankierung durch harmonisierte Steuersätze ist konzeptionell eine Fehlkonstruktion. Ich plädiere nicht für eine Einheitssteuer. Aber es braucht eine Eingrenzung der Steuersätze innerhalb einer Limite von Minimal- und Maximalbelastungen. Sonst wachsen die fiskalischen Disparitäten und Lastenverzerrungen immer schneller als der kompensierende Finanzausgleich.

Zwei jüngere Analysen haben den neoliberalen Anti-Etatismus kräftig in Frage gestellt. Da ist erstens die bürgerliche Entwicklungsgeschichtliche Analyse von Daron Acemoglu und James A. Robinson, «Why Nations Fail» («Warum Nationen scheitern»). Sie führt einem die Bedeutung von starken staatlichen Institutionen für die Entwicklung und den Wohlstand eines Landes vor Augen. Sie ist quasi ein Plädoyer für einen starken Staat, der seine Institutionen stärkt, Eigentum und Unternehmertum vor Korruption schützt, die Steuern gerecht abschöpft und die Infrastruktur finanziert sowie ein öffentlich-republikanisches Bildungssystem unterhält.

Die zweite Analyse ist für den neoliberalen Mainstream eine noch grössere Herausforderung: das Buch «Das Kapital im 21. Jahrhundert» von Thomas Piketty. Entgegen dem ökonomischen Lehrbuch, das im Kapitalismus allen mehr Wohlstand und Nutzen verspricht, sind die Einkommensdisparitäten über Jahrzehnte hinweg in fast allen Ländern massiv gewachsen. Das Kapital hat sich beim einen Prozent der Reichsten in ungeahntem Mass konzentriert. Eine neue Feudalklasse hat sich herausgebildet. Seither tun sich alle konzernfinanzierten Think-Tanks der Welt schwer mit Versuchen der Widerlegung dieses historischen Befunds.

Die heftigste Erschütterung des Glaubens an den Steuerwettbewerb kam aber nicht aus Büchern, sondern von den realen ökonomischen Erschütterungen. Seit der Finanzkrise von 2008 ist der internationale Steuerwettbewerb in Legitimationsnotstand und politisch unter Druck. Der Prozess der mentalen Korrektur ist schmerzhaft und teuer. Schweizer Bankiers haben sich mit ihrem dogmatischen, lernunfähigen Festhalten am Bankgeheimnis eine blutige Nase geholt. Die Bewältigung ihrer Steuerhinterziehungsaffären wird Banken und Bankaktionäre noch weitere Jahre viele Milliarden kosten. Die Steueroasen für Kon-





«Es ist bloss eine Frage der Zeit, bis auch die EU ihr Dogma korrigieren wird»: Ökonom Strahm.

zerne und Holdings sind ihrerseits durch die OECD-Steuerharmonisierung unter Anpassungszwang; und es ist nur eine Frage der Zeit, bis auch die Steuerprivilegierung von Superreichen – in der Schweiz zum Beispiel durch die Pauschalbesteuerung – unter internationalen Druck der zivilisierten Staaten gerät (was ich sehr begrüßen würde). Es braucht nicht Einheitssteuertarife, aber international gültige minimale Besteuerungsregeln und einen Austausch an Steuerinformation. Die Globalisierung der Wirtschaft erzwingt auch globale fiskalische Spielregeln.

Fazit: Nach meiner Einschätzung wird man die Wohlfahrtsfunktionen des Staates wieder stärker ins ökonomische Kalkül einbeziehen. Doch der Anti-Etatismus, die ideologische Staatsfeindlichkeit, wird wohl in anderer Form seine Wiederbelebung erfahren.

## 2. Irrtum: Die soziale und die ökologische Blindheit in der Freihandelsdoktrin —

Wenn ich Leute frage, nach welchen Spielregeln eigentlich die Globalisierung der Wirtschaft erfolge, können die wenigsten das Gatt/WTO-Regelwerk nennen. Und doch ist das Freihandelsystem der Welthandelsorganisation (WTO) Taktgeber in der Expansion des Welthandels mit Waren (Gatt-Verträge) und Dienstleistungen (Gats), im Patent-, Marken- und Urheberrecht (Trips), im internationalen Wettbewerb bei öffentlichen Ausschreibungen (Submissionsrecht). Der zweite starke Regelgeber ist der Internationale Währungsfonds (IWF). Er gibt die internationale Finanzarchitektur vor. Diese völkerrechtlichen Spielregeln schützen vor allem die kleinen Staaten wie die Schweiz vor der Willkür der Grossen und ihrer Kanonenboot-Diplomatie. Deshalb wäre es falsch, in der Schweiz die Priorität des Völkerrechts grundsätzlich in Frage zu stellen. Völkerrechtliche Verträge haben Priorität, weil sie nicht einseitig abgeändert werden dürfen.

Das WTO-Regelwerk schützt die Schweiz beispielsweise, was viele gerne übersehen, auch vor möglichen Sanktionen der EU oder anderer Wirtschaftsmächte. Selbst wenn die bilateralen Verträge in einem Worst-Case-Szenario wegfallen würden, könnte die EU nicht einfach WTO-widrige Handelsschranken errichten. Denn 95 Prozent unseres Wirtschaftsverkehrs mit der EU ist Gatt/WTO-konsolidiert und kann nicht mit Sanktionen belegt werden. Die WTO verbietet nämlich die Verschlechterung einmal eingeführter Handelsliberalisierungen. Es grenzt an intellektuelle Unredlichkeit, wenn mit der Aufhebung der bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der EU drohend argumentiert und gleichzeitig die Schutzfunktion des WTO-Regelwerks (die es 1992 noch nicht gab) nicht einbezogen und nie erwähnt wird.

Globale Spielregeln zur Handelsliberalisierung sind per saldo nutzbringend. Doch das

WTO-System hat einen schweren Konstruktionsfehler: Das WTO-Regelwerk ist ökologisch und sozial blind! Es erklärt die Freihandels-theorie («Theorie der komparativen Kostenvorteile») zum unverrückbaren Dogma und behindert damit seine Weiterentwicklung. Die WTO ignoriert völkerrechtliche Normen zum Schutz der arbeitenden Menschen, etwa die Kernkonventionen der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) wie das Verbot von Zwangsarbeit, von Kinderarbeit, von rassistischer Diskriminierung. Die Volksrepublik China lässt etwa drei Millionen Gefangene als Zwangsarbeiter für die Wirtschaft produzieren und im «Subcontracting» auch für multinationale Handelskonzerne arbeiten. Doch die ILO-Konvention, die dies verbietet, wird von der WTO nicht als gleichwertig anerkannt. Auch der Freihandelsvertrag zwischen der Schweiz und China schliesst diesbezügliche soziale Schutzmechanismen aus. Eigentlich ist dies Freihandel unter einseitiger Ausnützung von Zwangsherrschaft.

Das WTO-System ignoriert auch international vereinbarte ökologische Normen zum Schutz der Meere, der Atmosphäre, der Biosphäre. Multinationale Chemiefirmen, die in Basel für die Hochtemperaturverbrennung ihres hochgiftigen Sonderabfalls 1400 Franken pro Tonne aufwenden müssen, entsorgen die Giftstoffe gratis und ungestraft im Chinesischen Meer. Mit andern Worten: Das WTO-System erlaubt – ja begünstigt – soziales und ökologisches Dumping in der Weltwirtschaft. Es geht zwar von einer Marktwirtschaftsdoktrin mit freien Wettbewerbspreisen aus. Aber man erlaubt China, seine Währung mit festen, staatlich verordneten Wechselkursen um fünfzig bis hundert Prozent zu tief zu fixieren und damit billiger zu exportieren und Importe abzuwehren. In den letzten zwei Jahrzehnten sind in Südeuropa in der Folge schätzungsweise 26 Millionen Industriearbeitsplätze durch die Importschwemme aus China verdrängt worden.

Die Welthandelsliberalisierung hat sich in ihrer sozialen und ökologischen Blindheit selber in die Sackgasse manövriert. Seit dem Abschluss der Uruguay-Runde (1986–1994) gab es keine Weiterentwicklung. Die Doha-Runde der WTO ist nach dreizehn Verhandlungsjahren endgültig gescheitert. Massgeblich am Scheitern beteiligt waren die Globalisierungsverlierer, betroffene soziale Schichten, die Landwirtschaft, ökologische Kreise.

Die globalen Marktwirtschaftsdogmen ersticken sich politisch selber in ihrem Dogmatismus und ihrer sozialen und ökologischen Blindheit. Wettbewerbswirtschaft und Globalisierung lassen sich, dies ist das Fazit, nicht ohne soziale und ökologische Standards verwirklichen. Der politische Kampf der Zivilgesellschaft geht dahin, Sozialstandards, Ökostandards, Menschenrechtsstandards in Zukunft auch auf einer übergeordneten Ebene der glo-

balen Wirtschaft multilateral als gleichwertige Spielregeln zu anerkennen. Auch hier gilt: Weltwirtschaftliche Liberalisierung – dies ist mein jahrzehntealtes Credo als alter *tiersmondiste* und Unctad-Experte – erzwingt eben auch global gültige Spielregeln mit sozialen und ökologischen Standards.

**3. Irrtum: Steuerung der globalen Arbeitsmigration durch die Wirtschaft statt durch die Politik** — Der hier beschriebene ökonomische Irrtum der Gegenwart ist gewissermassen die andere Seite der Medaille Globalisierung: die Unterwerfung der Arbeitsmigration unter die liberalisierten Wirtschaftsinteressen.



*Polemik gegen den Staat:* Hayek.

Die grenzüberschreitende Wanderung von Menschen gehört an sich zu den humanen und politischen Freiheiten. Doch diese Freiheit wird zur Perversion, wenn sie zwingender Bestandteil eines Marktmodells wird, das die Arbeitsmigration zum Ausgleich von wirtschaftlichen Ungleichgewichten voraussetzt. Konkret: Die EU-Südstaaten Griechenland, Italien, Spanien, Portugal, bald auch Frankreich sind international nicht (mehr) konkurrenzfähig. Sie sind zu wenig produktiv und erzeugen Jahr für Jahr strukturelle Handels- und Zahlungsbilanzdefizite. Dies ist übrigens auch die strukturelle Ursache ihrer internationalen Verschuldung. Eigentlich müssten sie ihre Währung abwerten können, um international konkurrenzfähiger zu werden und ihre inländische Produktion gleichzeitig vor Billigimporten zu schützen. Doch das können sie durch ihre Einbindung in die Euro-Zone nicht mehr.

Als zweitbeste Lösung käme ein überregionaler europäischer Finanzausgleich in Frage, in der Art des interkantonalen Finanzausgleichs in der Schweiz, um die regionalen Wachstumsdisparitäten zu korrigieren. Eine «Transferunion», wie sie abschätzig bezeichnet wird, wird von den reichen EU-Ländern des Nordens

politisch verunmöglicht. Die vorübergehenden Liquiditätshilfen durch die Europäische Zentralbank (die ich befürworte) sind zwar hilfreich, aber sie heilen die strukturellen Disparitäten nicht. Was bleibt noch? Die letzte Ausweichmöglichkeit heisst: «Die Menschen sollen wandern!» Ich kenne Griechenland seit dreissig Jahren. Die korrupte und unfähige Elite des Landes will nur eines: Möglichst viele Junge sollen auswandern und harte Devisen heimschicken. Auch in andern Ländern Süd- und Osteuropas streben die Eliten dieses Businessmodell an. Darum kommt die Dogmatisierung der EU-Personenfreizügigkeit von diesen Regierungen.

Millionenmigration soll also als Businessmodell dienen. Der Produktionsfaktor Arbeit soll mobil bleiben – wie der Waren-, Dienstleistungs- und Kapitalverkehr. Die EU-Personenfreizügigkeit ist ein neoliberales Konzept, das ideengeschichtlich auf den Vorbeter des Anti-Etatismus, Friedrich A. von Hayek, zurückgeht. Sein Vorschlag, längst vor der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) entwickelt, bestand darin, durch grenzüberschreitenden Wettbewerb und «freie Mobilität der Produktionsfaktoren» die nationalen, staatlichen Regulierungen zu unterlaufen. Jacques Delors, der 1985 als Kommissionspräsident der EWG die «vier Freiheiten» konzeptionell übernommen hatte, wollte aber gleichzeitig eine «Sozialunion» schaffen, also eine Harmonisierung der Sozialbedingungen. Doch die fiel nach seinem Abgang der Liberalisierungswelle der 1990er Jahre zum Opfer. Sie war von den Konzernen auch nie gewünscht worden.

Störend und wirtschaftspolitisch pervers ist nicht die Wanderungsbewegung von Personen – die gab es immer schon –, sondern die erzwungene Millionenmobilität von Arbeitskräften ohne politische Steuerung, ohne bildungsmässige, kulturelle, sprachliche Flankierung, ohne Integrationsmassnahmen. EU-Migrationspersonen, die in der Schweiz oder einem EU-Staat verbleiben wollen, dürfen nicht einmal zum Erlernen der lokalen Landessprache verpflichtet werden, weil dies angeblich eine «Diskriminierung» gegenüber Inländern darstelle. Eine Integrationssteuer für jene Unternehmen, die Ausländer rekrutieren, wie sie vorgeschlagen worden ist, ist wegen «Diskriminierung» ebenfalls klar verboten. Migration wird nur noch durch die Unternehmen gesteuert, nicht mehr durch den Staat. Dieser faktische Migrationszwang lässt sich mit humanitären Argumenten sicher nicht rechtfertigen!

Diese (ökonomisch kaum angefochtene) Analyse in der Schweiz gerade jetzt zu äussern, fällt in eine politisch sensible Phase. Diese Beschreibung der Perversion des Marktdogmas möchte ich nicht als Ablehnung jeder Personenfreizügigkeit verstanden wissen. Aber Mi-

gration müsste flankiert werden durch Lohnschutzmassnahmen, Sozialausgleich unter den Staaten und Integrationsanstrengungen durch nutzniessende Unternehmen innerhalb der Staaten. Der Staat, nicht die Wirtschaft, sollte die Arbeitsmigration steuern: *Keep politics in command!* Das war lange Jahrzehnte der Konsens von Linken, Konservativen und Liberalen. Heute sind sie alle in dieser Frage ein wenig verwirrt und heillos zerstritten.

## Die letzte Ausweichmöglichkeit heisst: «Die Menschen sollen wandern!»

Fazit: Ohne flankierende Korrekturen wird Personenfreizügigkeit, auch wenn sie mit humanitärer Rechtfertigung kaschiert wird, zur unmenschlichen Perversion des Marktdogmas. Sämtliche Immigrationsländer wie die USA, Kanada, Australien – aber auch die EU gegen aussen – haben sich Limiten der Zuwanderung verschrieben. Angesichts der enormen Lohn disparitäten innerhalb Europas ist es bloss eine Frage der Zeit, bis auch die Europäische Union früher oder später ihr Dogma korrigieren wird. Der Druck von unten ist unverkennbar.

**4. Irrtum: Wissensgesellschaft erfordert mehr Akademisierung** — Das Schlagwort vom unaufhaltsamen Trend zur Wissensgesellschaft ist ein Mainstream-Paradigma. Es wird falsch verstanden und von einer Bildungselite auch missbraucht. Die These von der «knowledge-based society» stammt von Daniel Bell aus den 1970er Jahren: Die moderne Wirtschaftsgesellschaft benötige immer mehr Fachwissen und immer weniger Handwerk, lautet die Theorie. Die Produktion werde in «menschleeren Fabriken» automatisiert, und sie solle, wenn sie Handarbeit erfordert, durch Outsourcing in Tieflohnländer verlagert werden. Jahrzehntlang wurde dieses Mainstream-Axiom von den immer wieder wechselnden Managementdoktrinen gepredigt.

Die Industrieproduktion wurde so konsequent in Tieflohnländer verlagert, bis ehemals starke Industrienationen, allen voran die USA und Grossbritannien, ihre frühere handwerklich-industrielle Substanz verloren hatten und zu Handelsbilanzdefizit-Ländern abstiegen.

Die Harvard-Business-School-Ökonomen Gary P. Pisano und Willy C. Shih beschreiben in ihrem aufsehenerregenden Buch «Producing Prosperity. Why America Needs a Manufacturing Renaissance», wie die USA zunächst ihr qualifiziertes Handwerk und die Berufsbildung, danach die Fähigkeit zur schnellen Innovation mittels Herstellung eigener Prototypen und Pilotmodelle und schliesslich ihre industrielle Konkurrenzfähigkeit verloren haben. Sie plädieren für eine Wiedergewinnung von «industrial commons», also der Qualifizierung

von wechselseitig nutzbaren handwerklich-technischen Fähigkeiten mit Arbeitspräzision, Exaktheit, Zuverlässigkeit und Fertigungskunst – Qualitäten, die an den Hochschulen kaum gelehrt und geprüft werden. Heute sind die USA zwar top in der digitalen Revolution, aber gleichzeitig sind sie unfähig geworden, selber digital gesteuerte Automaten, Roboter oder Mikromessgeräte konkurrenzfähig herzustellen. Und Autos oder Haushaltsgeräte aus Europa oder Japan gelten in den USA längst als technisch überlegen.

Der Trend zur «Wissensgesellschaft» wird von einem Teil der Universitätsszene missverstanden und missbraucht. Sie setzt Wissensgesellschaft gleich mit Wissenschaftsgesellschaft und ruft nach mehr akademischer Bildung und immer mehr Staatsfinanzen. Unterstützt wurde sie durch die in der OECD dominante französische Bildungselite (z.B. mittels der OECD-Bildungssystematik, im Bologna-System und mit den Pisa-Ratings). Die Bildungselite hat sich mit ihrer Bildungsdoktrin ihre eigene Rechtfertigungswelt geschaffen und damit die kulturelle Herrschaft gesichert.

Doch nach zwei, drei Jahrzehnten Akademisierungswelle zeigt sich: Gerade die Länder mit den höchsten Akademisierungsquoten stehen in der ökonomischen Performance und bei den Arbeitslosenquoten schlecht da. Das sind alle lateinischen Länder, aber auch Grossbritannien. Sie stecken in der Akademisierungsfalle. Demgegenüber haben es Länder mit einem Berufsbildungssystem geschafft, ihre Jugend besser in den Arbeitsmarkt zu integrieren, trotz hoher Löhne industriell konkurrenzfähig zu bleiben und auf eine hochpreisige Innovations-

produktion auszuweichen. Ich denke an Deutschland, die Schweiz, Österreich, die Niederlande, Dänemark, Schweden. Das sind die Länder, in denen die Elite der KMU-Wirtschaft die Berufsbildung und die Qualifizierung der praktischen Intelligenz verteidigt hat.

Wissensgesellschaft bedeutet nicht Akademisierung, sondern, dass immer neue Wissensselektierte fast alle bisherigen Branchen und Berufe durchdringen. Es braucht zwar innovative Ingenieure, Forscher, Prozessmanager, aber es braucht eben auch die hochqualifizierten Fachkräfte wie Polymechaniker, Monteure, Apparatebauer, Laboranten, Mechatroniker oder technische Kaufleute, die die Innovationen auch effizient umsetzen können. Länder, die die praktische Intelligenz nicht mit einer Berufsbildung qualifizieren und wertschätzen, stecken in der Akademisierungsfalle fest.

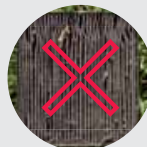
Fazit: Ein Trend zu mehr Wissens- und Innovationselementen in der Wirtschaft ist zwar unverkennbar. Der Irrtum der Gegenwart besteht darin, daraus immer mehr vollschulische Bildung und Akademisierung des Bildungssystems abzuleiten. Länder, die im globalen Wettbewerb ihre gewerbliche Kompetenz weiter stärken und ihre industrielle Substanz konkurrenzfähig behalten wollen, setzen auf einen Mix aus schulischer und praxisorientierter Ausbildung. Der in der Akademisierungsfalle verirrte Mainstream der Hochschulpolitik vieler Länder und akademischer Protagonisten wird sich an der Realität korrigieren müssen – oder er wird durch wirtschaftlichen Abstieg abgestraft.

Rudolf Strahm ist Ökonom. Er sass 1991–2004 für die SP im Nationalrat.

## OPTIMAL GEWASCHENE LUFT FÜR GESUNDHEIT UND WELLNESS

6 VON VIELEN GRÜNDEN WARUM SIE EINEN VENTA BRAUCHEN

### NEIN ZU



FILTERMATTEN



ERKÄLTUNGEN



KOPFSCHMERZEN  
VON TROCKENER LUFT

### JA ZU



OPTIMALER LUFT IM  
KINDERZIMMER



GESUNDEN  
PFLANZEN



WELLNESS  
FÜR DIE HAUT



ab Fr. 245,- (LW 15)

Weitere Infos und  
14 Tage kostenloser Test  
☎ 041 781-1515  
[www.venta-luftwaescher.ch](http://www.venta-luftwaescher.ch)

**venta**  
**LUFTWÄSCHER**  
Das Original

# Erfindernöte

Die Swisscom ist der führende Informatikdienstleister für Schweizer Banken. Sie registriert jede Regung im Markt und kauft innovative Anbieter auf. Auch das Finanz-Start-up von Oliver Herren und Felix Niederer wäre für den Konzern interessant. *Von Florian Schwab*



«Positive Resonanz»: Unternehmer Niederer und Herren.

In der letzten Ausgabe hat die *Weltwoche* beschrieben, wie der neue Vermögensverwalter True Wealth unter der Ägide von Digitec-Gründer Oliver Herren und seinem Compagnon Felix Niederer entstanden ist: von der Idee an einer sommerlichen Feier vor zwei Jahren bis hin zum Marktstart am vergangenen Donnerstag («Jagdfreunde», *Weltwoche* Nr. 43/14).

Zur Erinnerung: True Wealth hat eine Software entwickelt, mit welcher der Kunde eine Aufteilung seines Vermögens auf verschiedene Anlageklassen erreicht, die seiner Risikofreude und seinen finanziellen Möglichkeiten am besten entspricht. Zu diesem Zweck hat das Unternehmen aus vielen tausend Indexfonds (ETFs) diejenigen mit dem besten Preis-Leistungs-Verhältnis ausgewählt und dabei besonderen Wert auf die vorhandenen Sicherheiten bei den zugrundeliegenden Wertpapieren gelegt.

Eine Woche nach dem Marktstart sind die beiden Unternehmer über die «positive Resonanz sehr erfreut», wie Felix Niederer sagt. Einerseits gebe es viel Zuspruch von Kunden-seite – mit mehr als fünfzig Anträgen auf eine Kontoeröffnung habe man die eigenen Erwartungen deutlich übertroffen.

Aufmerksam registrieren Herren und Niederer auch das Interesse von Seiten einiger Banken und übriger Dienstleister im Finanz-Bereich.

Eine interessante Szene trug sich bereits eine Woche vor der geplanten Markteinführung zu. Geschäftsführer Felix Niederer hatte einen Termin bei der Swisscom. Dabei ging es nicht etwa um die Bandbreite des Internetanschlusses oder um das Festnetztelefon von True Wealth – nein, Niederer war mit Vertretern der Swisscom IT Services verabredet, einer Unternehmens-einheit, welche Informatikdienstleistungen für andere Firmen erbringt: Auf ihren Servern speichert die Swisscom Unternehmens-Websites und stellt bei Bedarf weitere Infrastruktur und Software zur Verfügung.

Über diese Angebote wollte sich True Wealth ein Bild verschaffen. Doch was eigentlich ein technischer Routinetermin sein sollte, entpuppte sich als mehr: Mit am Tisch sass auch der Finanzchef der IT-Sparte. Unverbindlich kam man auf verschiedene Formen einer engeren betriebswirtschaftlichen Zusammenarbeit zu sprechen.

Warum könnte Swisscom an True Wealth interessiert sein? Das Telekommunikationsunternehmen hat als IT-Dienstleister in der Finanzindustrie eine überragende Bedeutung erlangt. Swisscom betrachtet sich als führender Partner für die Auslagerung von Informatik-Dienstleistungen von Banken. Von den Geräten über die Netzwerk-Infrastruktur bis hin zu Software-Gesamtlösungen hat das Te-

lekommunikationsunternehmen alles im Angebot. Rund 190 Finanzinstitute und Versicherungen greifen auf diese Angebote zurück. Im Jahr 2012 erwirtschaftete die Geschäftseinheit einen Umsatz von fast einer Milliarde Franken.

Der Telekommunikationskonzern sieht sich selber in der Rolle eines Antreibers, der die Branche dazu bringt, sich auf «innovative digitale Services» einzulassen. Vor wenigen Tagen veröffentlichte die Swisscom eine Medienmitteilung, gemäss der die Banken in der Schweiz hier einen grossen Nachholbedarf haben. «Rein strategischen Überlegungen müssen rasch auch konkrete Taten folgen, um die technologische Zukunft nicht den aufstrebenden neuen Konkurrenten zu überlassen», bilanziert die Swisscom.

Das Produkt von True Wealth könnte hier eine Saite zum Klingeln bringen. In das vielstimmige Finanzorchester der Swisscom liesse sich True Wealth beispielsweise integrieren, indem die Swisscom die True-Wealth-Angebote in ihre bestehenden Software-Lösungen für Banken einbauen würde: Der Kunde lässt im Online-Banking seiner Hausbank den optimalen Anlagemix von der True-Wealth-Software zusammenstellen, doch der Finanzzauber von True Wealth würde sich unter der Oberfläche abspielen, die im gewohnten äusseren Erscheinungsbild der betreffenden Bank daherkäme. Gegenüber dem Kunden träte True Wealth nicht in Erscheinung.

## Bereits verkaufen?

Die True-Wealth-Gründer standen schon vor dem Marktstart ihres Produkts vor der Entscheidung: Sollten sie gar nicht erst selber auf Kundensuche gehen, sondern schnell den Anschluss an einen starken Partner suchen? Sie hätten dadurch das Risiko des Markteintritts abfedern können. Immerhin besteht die Möglichkeit, dass ihre Firma die Gewinnschwelle nicht erreicht. In dem Fall wären sie eventuell gezwungen, True Wealth zu einem tieferen Preis zu verkaufen, als es jetzt möglich gewesen wäre. Trotzdem haben sie sich entschieden, fürs Erste das unternehmerische Risiko des Markteintritts allein zu tragen.

Nach dem vielversprechenden Marktstart wird die wichtigste Frage sein, mit welchen Partnern True Wealth zusammenarbeiten wird. Klar ist für Herren und Niederer, dass sie «unser Versprechen an unsere Kunden halten» wollen. ○

# Tinte schlägt Laser

Hartnäckig hält sich das Vorurteil, dass Laserdrucker für den Einsatz im Büro am besten geeignet sind. Der neue Officejet Pro X von HP beweist das Gegenteil.



Schnell und günstig drucken ab Handy und WLAN:  
Die neue Officejet Pro X Reihe von Hewlett Packard.

Echte Innovationen bei Hochleistungs-Druckern für den Büro-Alltag sind selten. Und so setzen viele Unternehmen traditionell auf Laserdrucker, welche in der Anfangszeit des Office-Drucks bei Preis und Geschwindigkeit die Nase vorn hatten. Dass dies heute nicht mehr gilt, zeigen die neuen Multifunktions-Geräte aus der Officejet Pro Reihe von HP.

Der Anschaffungspreis ab 439 Franken ist sehr wettbewerbsfähig. Die eigentlichen Kosten-Vorteile spielen die Geräte aber während dem Betrieb ein. Vor dem Markt-Start wurden der Officejet Pro X von dem spezialisierten US-Forschungsinstitut Buyers Laboratory auf Herz und Nieren geprüft und mit marktüblichen Laser-Multifunktionsgeräten verglichen. Das Ergebnis: Auf 150 000 gedruckte Seiten verbraucht der Office Jet Pro deutlich weniger Patronen/Toner als andere Geräte seiner Preisklasse. Das Testergebnis ist in der nebenstehenden Infografik zusammengefasst.

## Geld-Zurück-Garantie

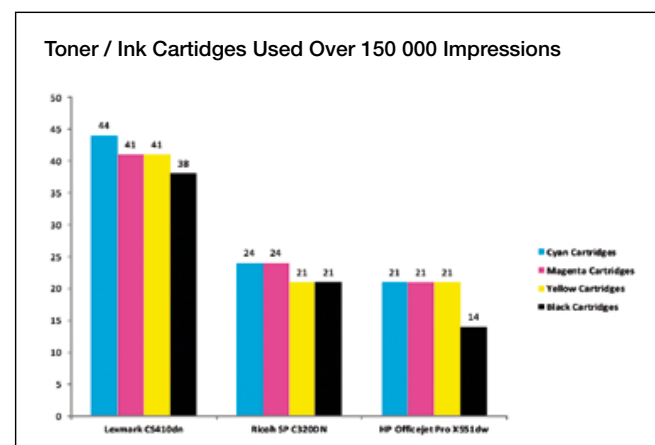
Einen weiteren Vorteil spielt das Gerät bei der Geschwindigkeit aus. Insbesondere in Büros, in denen sich mehrere Arbeits-

plätze einen Drucker teilen, ist es sehr entscheidend, dass das Gerät auch nach einem grösseren Druckauftrag schnell wieder zugänglich ist. Ein Vergleich der Hersteller-Angaben zeigt, dass in der Klasse der Geräte unter 1000 Franken der HP Officejet Pro X ungefähr doppelt so schnell druckt wie andere Geräte. Zu den Kosten-Ersparnissen kommen somit auch Zeit-Ersparnisse und im schnellen Büro-Alltag gilt: Auch Zeit ist Geld.

Wer sich unverbindlich von der Überlegenheit der neuen Modelle überzeugen möchte, kann dies bis im Januar ohne Risiko tun: Wer nicht zufrieden ist, bekommt den Anschaffungspreis innert 90 Tagen nach dem Kauf zurück erstattet.

*«Das Buyers Lab Institute kommt zum Schluss, dass der HP Officejet Pro X551dw insgesamt die beste Leistung erbringt, mit einer deutlich höheren Energieeffizienz und geringeren Mengen an Abfall. Bei Zuverlässigkeit und Qualität ist das Gerät gleich gut oder besser als seine Laser-Wettbewerber. Daher ist es eine gute Wahl für eine gewöhnliche Büro-Umgebung.»*

Buyerslab.com



# «Wir werden einen hohen Preis zahlen»

Axpo-Verwaltungsratspräsident Robert Lombardini warnt die Schweiz vor einer Abhängigkeit von Europa. Weil der Bundesrat aus ideologischen Gründen einen Ausstieg aus der Kernenergie anstrebe, müssten wir immer mehr Atomstrom importieren. *Von Martin Spieler und Hans Schürman (Bild)*

**Herr Lombardini, die Schweiz ist das Wasserschloss Europas. Doch Strom aus Wasserkraft lohnt sich nicht. Was läuft schief?**

Der Markt ist aus den Angeln gehoben und funktioniert nicht mehr. Wir haben zu gewissen Zeiten eine Stromschwemme in Europa, die dazu führt, dass die durchschnittlichen Marktpreise im Grosshandel so tief sind, dass wir unseren Strom nicht mehr kostendeckend verkaufen können. Laufkraftwerke sind besonders betroffen.

**Sie und Ihre Branchenkollegen warnten während Jahren davor, dass die Schweiz in eine Stromlücke steuert. Jetzt beklagen Sie sich über eine Stromschwemme. Wie geht das zusammen?**

Wenn wir die Schweiz isoliert betrachten, hätten wir eine Stromlücke, sobald unsere Atomkraftwerke vom Netz gehen. Etwas anderes haben wir nie behauptet. Wir importieren schon jetzt im versorgungskritischen Winterhalbjahr mehr Strom, als wir produzieren.

**Die grossen Staudämme waren der Stolz einer ganzen Generation – Garanten für Eigenversorgung und Energieunabhängigkeit. Ist das vorbei?**

Solange man Strom billiger mit Kohle produzieren kann, werden wir mit Wasserkraftwerken Geld verlieren. Das trifft unseren Lebensnerv. Dabei ist Strom aus Wasserkraft die sauberste Energie. Wir subventionieren heute erneuerbare mit einem Mehrfachen dessen, was die Wasserkraft kostet, und eliminieren so die Wasserkraft.

**Aber die Konsumenten sind scheinbar bereit, für sauberen Strom mehr zu zahlen.**

Ein cleveres Manöver einiger Anbieter, um mehr Geld aus den erneuerbaren Energien herauszuholen. Der Mix im Strommarkt ändert sich dadurch überhaupt nicht.

**Wollen die Konsumenten keinen sauberen Strom?**

Es gibt Endversorger, bei denen es bald keine Wahl mehr gibt. Anderen muss man schreiben, wenn man nicht den sauberen, teureren und quersubventionierten Strom will. Da die Differenz nur einige Franken pro Monat ausmacht, wehren sich viele Kunden nicht. Sauber hin oder her: Wir verlieren mit Strom aus Wasserkraft viel Geld.

**Sie möchten, dass das Parlament die Wasserkraftwerke unterstützt.**

Wir wollen diese Subventionen eigentlich nicht. Sie sind des Teufels. Denn sie sind

nicht nachhaltig, verzerren den Markt und schaden der Volkswirtschaft. Die 600 Millionen Franken sind eine Korrektur der Marktkorrektur. Wir rufen nicht nach Subventionen für die Wasserkraft. Sie bringen nichts.

**Warum genau ist Strom aus Wasserkraftwerken nicht mehr rentabel?**

Weil Deutschland mit unvorstellbar hohen Subventionen – heuer 23 Milliarden Euro – Sonnen- und Windstromkraftwerke unterstützt. Zudem ist Kohle so billig und die CO<sub>2</sub>-Abgaben so tief, dass es rentabler ist, alte Kohlekraftwerke laufen zu lassen. Das grosse Nachsehen hat die Wasserkraft.

**Vielleicht produzieren Sie einfach zu teuer?**

Indem der deutsche Staat Tausende Stromkonsumenten abschöpft und Milliarden in alternative Energien pumpt, wird der Strommarkt verzerrt. All diese Subventio-

«Das ist keine Energiewende. Ökologisch gesehen haben wir eine Verschlechterung.»

nen sind politisch motiviert – getrieben vom ideologischen Wunsch, aus der Kernenergie auszusteigen.

**Bezahlen wir den Preis der Energiewende Deutschlands?**

Den bezahlen vor allem die deutschen Kleinkunden. Die Gewinner in der Schweiz sind die Grosskunden. Die Schweizer Stromproduzenten dagegen leiden. Wenn ich schaue, wo wir heute stehen, sind wir von einer Energiewende weit entfernt.



**In Deutschland entstehen immer mehr Solar- und Windkraftwerke.**

Trotzdem wird heute in Deutschland mehr CO<sub>2</sub> ausgestossen als je zuvor. Es wird mehr Kohle verbrannt. Das ist keine Energiewende. Das ist eine Verlagerung. Ökologisch gesehen haben wir eine Verschlechterung.

**Wie kommt es dazu?**

Deutschland und auch die Schweiz wollen den Ausstieg aus der Atomkraft – koste es, was es wolle. Für die Politiker ist klar: Atomkraft ist schlecht. Da wird selbst ein höherer CO<sub>2</sub>-Ausstoss in Kauf genommen. Das ist primär wahltaktisch gesteuert.

**Auch die Bevölkerung ist heute skeptischer gegenüber der Atomkraft. Die Katastrophe von Fukushima war für viele ein Schock.**

Unter dem Eindruck von Fukushima konnten die Atomgegner in kürzester Zeit all ihre politischen Ziele umsetzen. Der Bau neuer Kernkraftwerke ist im deutschen Sprachraum ein Tabu geworden. In den nächsten zehn Jahren gehen in Deutschland neun Atomkraftwerke vom Netz. Gleichzeitig werden mehr Kohlekraftwerke in Betrieb gesetzt als Kernkraftwerke verschwinden. Die Stromschwemme wird anhalten, und Wasserkraftwerke werden noch lange unrentabel bleiben. Darum werden wir vorderhand keine neuen Wasserkraftwerke mehr bauen, obwohl wir damit saubere Energie produzieren könnten.

**Was sind die Folgen für die Schweiz?**

Die Schweiz wird in der Stromproduktion zunehmend abhängig von Europa.

**Warum setzt die Schweiz nicht mehr auf Eigenversorgung?**

Ein politischer Entscheid. Wir importieren immer mehr Strom. Der Bundesrat setzt auf den europäischen Markt, aber ein gesundes Mass an Selbstversorgung müssen wir für den Krisenfall im Auge behalten. Wenn die Kohlekraftwerke, die jetzt spottbilligen Strom produzieren, ersetzt werden müssen oder wegen der Klimapolitik abgestellt werden, werden wir ein Wunder erleben.

**Nämlich?**

Dann müssen wir vermehrt mit Blackouts rechnen, Strom rationieren oder für sehr viel Geld Strom einkaufen – zu Konditionen, die uns vom Ausland vorgeschrieben werden. Wir werden erpressbar. Glauben Sie wirklich, Deutschland würde uns helfen, wenn es plötzlich zu wenig Strom gäbe? In der Energiestrategie 2050 des Bundesrates liegt der Fokus nicht auf Eigenversorgung.



«Man verspricht den Leuten das gute Gefühl einer weissen Weste»: Axpo-Chef Lombardini.

**Woher kommt der importierte Strom?**

Er stammt aus allen Quellen, bei Windstille im Winter aber mehrheitlich aus deutschen Kohlekraftwerken oder französischen Atomkraftwerken.

**Ist das die Schweizer Energiewende?**

Das ist die groteske Situation: Wir bereiten unter enormen Kostenfolgen den Ausstieg aus der Kernenergie in der Schweiz vor – und importieren dann Atomstrom.

**Wird uns Sand in die Augen gestreut?**

Man verspricht den Leuten das gute Gefühl einer weissen Weste. Dabei stehen unweit der Schweizer Grenze AKW, von denen wir

den Strom importieren. Als würden die Risiken der Nukleartechnologie an der Grenze haltmachen! Das ist eine Politik nach dem Prinzip: «Aus den Augen, aus dem Sinn.»

**Mit seiner Energiepolitik will der Bundesrat auch Strom sparen.**

Eine echte Energiewende ist nur durch den Mehrverbrauch von Strom möglich. Etwa indem man mehr mit Wärmepumpen heizt oder Elektroautos betreibt. Man will ja mit dem Ausstieg auch die Abhängigkeit von fossilen Energien senken.

**Bringt Energieeffizienz und Stromsparen zu wenig?**

In der Schweiz gibt es viele Ideologen, die glauben, dass wir so viel sparen und auf so viel Luxus verzichten können, dass wir die Lücke, welche die Abschaltung der AKW bringt, mit Sonnen- und Windkraft kompensieren können. Das ist reines Wunschenken.

**Weshalb?**

Strom aus Windkraft und Sonne zu produzieren, ist in der Schweiz ineffizient und viel zu teuer. Im Ausland ist das zum halben Preis möglich. Die gutgemeinten Kleinstsolaranlagen in Privathaushalten und auf vielen Dächern genügen nie, um den Atomstrom zu ersetzen, vor allem im Winter nicht. Selbst wenn wir die Energieeffizienz nochmals stark verbessern, müssen wir künftig viel mehr Strom importieren.

**Wurde der Atomausstieg in der Schweiz unter dem Eindruck der Katastrophe in Japan zu schnell und unüberlegt entschieden?**

Es ist bemerkenswert, in welchem Tempo und auf welchen Grundlagen dieser Ausstiegsentscheid getroffen wurde. Dass man einen so folgenschweren Richtungsentscheid ohne direktdemokratische Legitimation vollziehen will, halte ich für problematisch.

**Andere Länder lassen sich mehr Zeit.**

Nur Deutschland und die Schweiz sind in einer wahltaktischen Hauruckübung ausgestiegen. Dafür werden wir einen hohen Preis zahlen. Es bringt ohnehin nichts, eine rein nationale Energiepolitik zu definieren. Klimapolitik ist keine nationale Sache. Was nützt es, wenn wir im Alleingang künftig vier Franken bezahlen für den Liter Benzin, während er in Deutschland billiger ist?

**Fordern Sie eine Denkpause?**

Man sollte die Energiepolitik überdenken. Diese planwirtschaftliche Strategie ist weder ausgereift noch nachhaltig. Ich sehe leider keine politische Mehrheit für eine wirtschaftsverträgliche und nachhaltige Strompolitik.

**Ärgert es Sie, dass Sie keine neuen AKW mehr bauen dürfen?**

Nein, ich wehre mich nur dagegen, dass wir Technologieverbote in der Schweiz erlassen. Rund um die Atomenergie herrschen heute Denkverbote. Das führt dazu, dass in diesem Bereich weniger geforscht wird. Wir laufen Gefahr, den Anschluss zu verpassen. Es gab an der ETH 2014 zwar 15 Neueintretende, die Nukleartechnik studieren – aber nur 3 davon sind Schweizer.

**Wenn wir keine AKW mehr haben, brauchen wir auch keine Nuklearforscher mehr.**

Das ist ein Irrtum. Nur schon für die Umsetzung des Ausstiegs brauchen wir noch sehr lange Nuklearingenieure. Und was, wenn die Nukleartechnik einen grossen Fortschritt macht? Die Menschheit wird diesen Weg weitergehen – auch wenn Deutschland und die Schweiz aussteigen. ○



Deswegen auch das ganze Dante-Zeug: Strassenszene in Palermo, Sizilien.

## Ciao Bella Italia

Meine Freunde versichern mir oft, ich hätte meinen Lebenstraum verwirklicht. Das ist natürlich ein Witz. Italien ist wunderbar, wenn man schöne Kunst und schöne Frauen sehen will. Aber für all jene, die hier leben und arbeiten, ist Italien ein einziger Albtraum. *Von Nicholas Farrell*

Neulich gab es kurz nach Mitternacht einen kleinen Zwischenfall in meinem Büro, will sagen: in einer Bar in der Ortschaft Lido di Dante an der Adriaküste, unweit von Ravenna. Mein Büro ist der Tisch draussen vor der Bar, gleich neben der Steckdose, an der ich meinen Computer anschliesse. Die Bar heisst «Dantes Inferno». Dante, den man aus der Toskana vertrieben hatte, ging in die Romagna. Er starb 1321 in Ravenna. Deswegen auch das ganze Dante-Zeug. Es war die Romagna – die Toskana der Armen, wie hochnäsige Briten gern

sagen –, die den Dichter zu seinen grössten Werken inspirierte. Ich wünschte, ich könnte das auch von mir sagen.

Zwei Roma, Mann und Ehefrau, hatten sich an einem Nebentisch betrunken und wüst herumgelärrt. Die Polizei wurde gerufen, die mit den beiden in der Nacht verschwand. Dann schloss die Bar. Theoretisch hätte ich nun weiterarbeiten können.

Doch zuvor erleichterte ich mich, wie das jeder hier nach Mitternacht tut, in die Betonkästen voller Basilikum und Minze, die die

Terrasse der Bar von den Pinien trennen, hinter denen der Strand liegt.

### Das wahre Leben

Und in dem Moment tauchte aus dem Nirgendwo ein junger Mann auf und beugte sich zu mir herüber. «Auch das noch», dachte ich, «ein verdammter *guardone* [Voyeur]!» Doch blitzschnell griff er in ein Loch in dem Granatapfelbaum links neben ihm, holte ein Plastiktütchen heraus und wandte sich mir wieder zu. Da erst erkannte ich ihn. Es war Domenico,





der örtliche Dealer, der aus Sizilien kommt und sich laut richterlicher Anordnung nicht aus Lido di Dante entfernen darf. «Scusa», sagte ich. «Scusa a te!», antwortete er, ganz Gentleman.

Meine Freunde versichern mir oft, ich hätte meinen Lebenstraum verwirklicht. Das ist natürlich ein Witz. Italien ist wunderbar, wenn man schöne Kunst und schöne Frauen sehen will, und ein attraktives Urlaubsziel – zumindest in der Romagna begegnet man nicht andauernd Britinnen mit Strohhut, die, wie in der Toskana, mit einem Glas in der Hand hinter jedem Oleanderbusch oder jeder Zypresse auftauchen und «Cheers!» rufen. Und ich muss zugeben, dass im Herbst, während der Trüffelsaison, wenn ich mit dem, was von meinen Zähnen übriggeblieben ist, in eine Trüffel-Bruschetta beisse (schlappe zehn Euro das Stück), dann denke ich in der Tat: «Scheiss auf die Zähne, das hier ist das wahre Leben.»

Aber für all jene, die hier leben und arbeiten (seit 1998 auch meine Wenigkeit), ist Italien ein einziger Albtraum – wegen der erdrückenden Steuern, der undurchsichtigen Justiz, der lähmenden Bürokratie und der Arbeitsmarktgesetze, die jedes Wachstum behindern. Diese Dinge machen jeden unweigerlich zu einem Kriminellen. In Italien lebt jeder in ständiger Angst vor dem Klopfen an der Tür.

Und seit sechs Jahren steckt das Land in der schlimmsten Wirtschaftskrise, an die sich die Menschen erinnern können, und wegen der Gemeinschaftswährung gibt es kein Entrinnen.

Die jüngste Panik an den globalen Börsen, die vor allem italienische und griechische Staatsanleihen schwer traf, führte der Welt abermals die Verwundbarkeit des Euro vor Augen. Und die internationalen Medien spekulierten über einen Kollaps der französischen Wirtschaft. Italien ist ohnehin ein hoffnungsloser Fall, über den man kaum noch ein Wort verliert, weil man von der unvermeidlichen Katastrophe ausgeht.

---

### Die Italiener, zutiefst desillusioniert, schauen keine politischen Talkshows mehr.

---

Die Italiener haben sich ohne ernsthafte Debatte für den Euro entschieden. So erpicht waren sie auf die Gemeinschaftswährung, dass sie einen unfassbar schlechten Lira-Kurs akzeptiert haben. Über Nacht verdoppelten sich die Preise von Zigaretten, Kaffee, Wein und anderen Artikeln des täglichen Bedarfs, während die Löhne unverändert blieben – auch wenn es damals zumindest noch Jobs gab und man leichter an Kredite kam.

Doch als es 2007/08 zum grossen Crash kam, konnte Italien, ein Gefangener der monetären Union ohne politische Union, nicht viel tun, konnte nicht einmal auf die traditionelle Medizin Abwertung und massive Kreditaufnahme zurückgreifen.

Der einzige Weg zu einer Erholung, den Brüssel und Berlin zuließen, nämlich striktes Sparen, war absolut kontraproduktiv, weil oberflächlich. Wenn Austerität Wachstum stimulieren soll, muss sie gründlich gemacht werden, was schmerzhaft ist und die Gefahr einer blutigen Revolution in sich birgt. Dieses Risiko wollte kein italienischer Politiker eingehen.

Seit Silvio Berlusconis Fenstersturz im November 2011, einer Palastrevolte im Gefolge des Bunga-Bunga-Skandals und der extrem unterschiedlichen Bewertung italienischer und deutscher Anleihen, hat Italien drei nicht-gewählte Ministerpräsidenten bekommen.

Der linke Matteo Renzi, der aktuelle nicht-gewählte Premier, gilt als der italienische Tony Blair, weil er seine Partei, den postkommunistischen Partito Democratico, gezwungen hat,

die Vergangenheit zu vergessen und nach vorne zu schauen. Anfangs versprach er, binnen hundert Tagen die notwendigen Struktur-reformen auf den Weg zu bringen, doch davon ist weit und breit nichts zu sehen. Inzwischen sagt er, dass er tausend Tage braucht.

«Il rottamatore» (der Verschrotter), wie Renzi hier heisst, hat kürzlich seine Arbeitsmarktreform mit viel Getöse und einigem Gerangel durch den Senat gebracht. Er will den sagenhaften Artikel 18 abschaffen, der Arbeitnehmern in Firmen mit mehr als fünfzehn Beschäftigten praktisch Unkündbarkeit garantiert. Sollte dieses Gesetz tatsächlich verabschiedet werden, wird es – wir sind schliesslich in Italien – am Ende so verwässert sein, dass es praktisch bedeutungslos sein wird. Die Gewerkschaften haben zur Verteidigung ihrer wertvollsten heiligen Kuh einen heissen Herbst angekündigt.

Es ist immer das Gleiche. Italienische Spitzenpolitiker versprechen viel und halten wenig, was nicht zuletzt am Wahlsystem liegt (Koalitionsregierungen sind hierzulande die Norm), aber auch daran, dass aus Sorge vor einer Diktatur die verfassungsmässige Macht des Ministerpräsidenten beschränkt ist.

Die italienischen Fernsehsender bringen unablässig politische Talkshows (meist linke, selbst auf den Berlusconi-Kanälen), aber selbst sie stecken in der Krise. Die Italiener, zutiefst desillusioniert, schauen mittlerweile keine politischen Talkshows mehr, es interessiert sie einfach nicht. Ich selbst schaue schon seit Jahren kein italienisches Fernsehen mehr, weil es so grottenschlecht ist.

### Umringt von Nudisten

Lido di Dante ist einer der letzten naturbelassenen Strände in Italien – fünf Kilometer Sand, Dünen und Pinienwälder –, was die Last der ökonomischen Probleme eigentlich erträglicher machen sollte. Aber wissen Sie was? Vor Jahren okkupierten Nudisten den schönsten Strandabschnitt, obwohl die schweigende Mehrheit FKK anstössig findet und der Strand, eine *spiaggia libera*, allen gehört. Die Behörden sind nicht imstande oder nicht willens, etwas zu unternehmen.

Und so lebe ich umringt von Nudisten und ihren zahllosen Untergruppen – Voyeuren, Transsexuellen, Partnertauschern, «Ex»-Kommunisten und «Ex»-Mafiosi sowie einigen anderen Typen, die noch nicht wissenschaftlich kategorisiert sind, und den überall anzutreffenden Gestalten, die ohne idiotische Popmusik aus voll aufgedrehter Stereoanlage (oder wie das heutzutage auch heissen mag) nicht klarkommen. Es ist vor allem ihr hysterisches Gelächter, bei dem ich mich wie Jack Nicholson in «The Shining» fühle.

Ende der 1990er kam ich nach Italien, weil ich einen Traum hatte, aus dem ich inzwischen rüde herausgerissen worden bin. Der Vorwand



«Das Jahr begann mit einem Mittagessen»: Autor Farrell mit Kindern und Gattin.

war, dass ich eine Biografie des faschistischen Diktators Benito Mussolini schreiben wollte. Ich hatte sogar einen Vertrag mit dem renommierten Verlag Weidenfeld & Nicolson sowie einen grosszügigen Vorschuss.

#### Auch eine Art Hölle

Was ich aber in Wahrheit suchte, war das, was all die grossen Schriftsteller vor mir erlebt hatten. Ich liess mich von D.H. Lawrence, Ernest Hemingway, F. Scott Fitzgerald und all den anderen inspirieren, die in einer mediterranen Umgebung gelebt hatten, vor allem von Lawrence Durrell. In «Bittere Limonen», seinem grandiosen Bericht über das Leben auf Zypern in den 1950ern, spricht er von dem «wahren Blau» des Mittelmeers, das erst südlich von Ancona beginnt. Auf einer griechischen Insel zu tanzen, am Strand neben dem magischen Meer, so wie Anthony Quinn und Alan Bates in «Alexis Sorbas», der Verfilmung des gleichna-

migen Romans von Nikos Kazantzakis, schien mir das einzig Lohnenswerte im Leben zu sein.

All diese grossen Schriftsteller starben, oft sehr jung, einen tragischen Tod. Auch sie hatten einen Traum. Sie hatten ein Paradies gefunden, das sich aber in eine Hölle verwandelte. Ihre Bücher waren Meisterwerke, ihr Leben war eine Katastrophe. Warum habe ich die Warnsignale nicht beachtet? Ich habe es nicht einmal bis Griechenland geschafft, weil ich in Italien aufgehalten wurde – ich verliebte mich in Carla, die heute meine Frau und die Mutter unserer fünf kleinen Kinder ist. Carla, die Katholikin, lässt nichts unversucht, mich, den anglikanisch getauften Agnostiker, zum Katholizismus zu bekehren, bevor es zu spät ist, wie sie sagt. Auch das ist eine Art Hölle.

Aber trotz allem und dank Carla und obwohl ich nicht auf einer griechischen Insel lebe, sondern nur in Italien, habe ich einige Jahre lang ein wunderbares Leben geführt.

Dann kam die Finanzkrise und die Euro-Krise, die Italien vor drei Jahren wirklich hart getroffen hat und immer schlimmer wird. In diesem Jahr erlebt Italien zum dritten Mal innerhalb von sechs Jahren eine Rezession, nach zwei Quartalen negativem Wachstum in Folge.

Die Jugendarbeitslosigkeit beträgt unfassbare 43 Prozent, die gesamte Arbeitslosigkeit (12,6 Prozent, ca. 3,5 Millionen Erwerbslose) ist so hoch wie nie.

Vergessen wir auch nicht, dass in Schwierigkeiten geratene Unternehmen vom Staat Geld bekommen, damit Beschäftigte, für die es keine

### Ich habe es nicht einmal bis Griechenland geschafft, weil ich in Italien aufgehalten wurde.

Arbeit gibt, nicht entlassen werden müssen – etwa eine halbe Million ist gegenwärtig in der sogenannten «cassa integrazione». Die wahre Arbeitslosigkeit dürfte also bei mindestens fünfzehn Prozent liegen, und diese Zahl erfasst all jene nicht, die die Jobsuche längst aufgegeben haben. Nur 58 Prozent der erwerbsfähigen Bevölkerung haben tatsächlich Arbeit, verglichen mit durchschnittlich 65 Prozent in den anderen industrialisierten Ländern.

#### 68 Prozent Unternehmenssteuern

Unabhängig davon existiert ein Schwarzmarkt, der so gross ist, dass die italienische Regierung inzwischen gewisse Elemente (Prostitution, Drogenhandel und Schmuggel) in das offizielle Bruttoinlandprodukt einbeziehen will. Auf diese Weise könnte sie das Land, zumindest statistisch, aus der Rezession herausführen.

Aber Kokain, Prostitution und Bunga Bunga ändern nichts an der Tatsache, dass die Wirtschaft seit 2000 stagniert und in den vergangenen fünf Jahren sogar um 9,1 Prozent geschrumpft ist. Und seit neuestem haben wir eine Deflation, die die Leute noch mehr fürchten als eine Hyperinflation und die in Japan dafür sorgt, dass die Wirtschaft schon seit zwanzig Jahren stagniert.

Die italienische Staatsverschuldung wächst derweil exponentiell. Sie liegt inzwischen bei 2,2 Billionen Euro, das sind 135 Prozent des Bruttoinlandsprodukts – die dritthöchste Verschuldungsquote weltweit nach Japan und Griechenland. Seit dem Rücktritt Berlusconi (der, wie uns die Linke lautstark versicherte, angeblich die Ursache für das Problem war) ist die Staatsverschuldung um zehn Prozent gestiegen. Je mehr Deflation, desto grösser sind natürlich die Schulden und die reale Schuldenlast.

In Italien und Frankreich herrscht seit dem Zweiten Weltkrieg eine dirigistische Ideologie. Der Staat ist wie ein Selbstbedienungsladen organisiert. Steuergelder fliessen in jede Ecke

der Wirtschaft. Sogar Zeitungen werden subventioniert, weshalb es auch so viele davon gibt.

Jeder, der in der Privatwirtschaft arbeitet – den Familienbetrieben, die das Rückgrat der italienischen Volkswirtschaft sind und das Land so berühmt gemacht haben –, hat es schwer. Nach Angaben der Zeitung *Il Sole 24 Ore* hat Italien mit 68 Prozent die höchsten Unternehmenssteuern der Welt, gefolgt von Frankreich mit 66 Prozent, während es in Grossbritannien nur 36 Prozent sind. Wer in Italien eine Firma gründen will, muss sich auf eine kafkaeske Bürokratie gefasst machen, die im Laufe der Zeit nichts von ihrer Albtraumhaftigkeit verliert. Es bedeutet auch, dass man für jeden Euro, den ein Angestellter bekommt, mindestens 50 Cent an den Staat abführen muss. Nimmt man das byzantinische, politisierte und erschreckend mächtige Justizsystem hinzu, dann versteht man, warum kein ausländischer Unternehmer, der halbwegs bei Trost ist, in Italien eine Niederlassung gründet.

Ich habe zehn Jahre lang als Kolumnist (unter anderem) für die Regionalzeitung *La Voce di Romagna* gearbeitet, vor einem Jahr aber aufge-

Verhältnisse kann man sich die Wut der Beschäftigten in der Privatwirtschaft (mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von 18 000 Euro brutto) unschwer ausmalen.

Die Redewendung: «Dafür reicht meine Fantasie nicht aus» trifft die vergoldete Welt der italienischen Staatsangestellten sehr gut – besonders im Mezzogiorno, dem hoffnungslosen Süden. Sizilien beispielsweise hat 28 000 Forstbeamte (mehr als Kanada), obwohl es dort kaum noch Wälder gibt, und 950 Krankenwagenfahrer, für die es keine Krankenwagen gibt.

Und was den vermaledeiten Euro angeht, so fordern heute nur Beppe Grillo, eine moderne Komikerversion von Benito Mussolini, und die Lega Nord, seine ärgsten Feinde, eine Wiedereinführung der Lira. Die meisten Italiener haben es noch immer nicht begriffen: Der Euro ist das Problem, nicht die Lösung – es sei denn, sie entscheiden sich für strikte Austerität, aber dazu werden sie nur bereit sein, wenn man ihnen die Pistole auf die Brust setzt.

Italien ist der kranke Mann Europas, mehr noch als Frankreich, und übrigens auch der sterbende Mann Europas. Italienerinnen waren stets gebärfreudiger als andere Frauen in

ihm gleichzutun), beginnt mit dem Satz: «Das Jahr begann mit einem Mittagessen.» Gut, einmal vielleicht. Aber wer interessiert sich heutzutage schon für das Mittagessen? Was gibt es denn heute noch zu erzählen?

Wenn ich besserer Laune wäre oder ein regelmässiges Einkommen hätte, wäre Lido di Dante das Paradies, trotz der lärmenden Nudisten.

Das heisst nicht, dass ich untätig herumsitze. Ich habe ein zweites Buch geschrieben («Comrade Mussolini») und schreibe Artikel für jeden, der mir Honorar zahlt – angesichts der hiesigen Probleme mehrheitlich für britische Publikationen.

Vermutlich muss ich dankbar sein, dass ich nicht nur auf Italienisch schreiben kann, sondern auch auf Englisch, und dass ich bloss einen Computer brauche. Ich arbeite in der Bar «Dantes Inferno», weil unser Haus hier an der Adria klein wie ein Schuhkarton ist und wegen der fünf unbändigen Kinder eher an einen Zoo erinnert, in dem die wilden Tiere los sind. Unsere Nachbarn auf der einen Seite sind Deutsche, die regelmässig kommen und gehen und irrsinnig ruhig und organisiert sind. Sie stut-

ART  
FISCHBACH  
PIUS

## Carmela Inauen

Ausstellung 30.10. bis 9.11.2014  
VW Showroom, AMAG Retail  
5116 Schinznach-Bad

Die Ausstellung ist zu den  
üblichen Geschäftszeiten geöffnet  
Zusätzlich Sonntag, 2. und 9.11.2014,  
von 13.00 bis 17.00 Uhr



Finissage: **Stubete mit den Alderbuebe aus Urnäsch!**  
Sonntag, 9. November 2014, 13.00 bis 17.00 Uhr

GALERIE AM BOGEN

ART PIUS FISCHBACH

Am Bogen 6 • CH-5620 Bremgarten AG

Tel.: 056 611 03 69 • Natel 079 400 64 77

art.fischbach@hli.ch • www.art-fischbach.ch

hört, weil der Besitzer – trotz üppiger staatlicher Subventionen – mit den Honoraren drei Monate im Rückstand war. Als freier Mitarbeiter hatte ich keinen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung. Festgestellte mit einem richtigen Vertrag bekommen ein Jahr lang Arbeitslosengeld. Viele meiner Kollegen sind weiterhin als freie Mitarbeiter tätig, haben aber seit einem Jahr keinen einzigen Cent gesehen. Inzwischen steht *La Voce* kurz vor der Insolvenz und dem endgültigen Aus. Ich bin mir ziemlich sicher, dass keiner meiner ehemaligen Kollegen auch nur einen Euro von dem ihnen zustehenden Geld erhalten wird.

Es gibt jedoch ein anderes Italien, den staatlichen Sektor, wo man vielleicht nicht auf Rosen gebettet ist, aber doch, alles in allem, ein ziemlich gutes Leben hat. Italienische Parlamentsabgeordnete gehören zu den bestbezahlten in der zivilisierten Welt. Sie verdienen monatlich 18 000 Euro netto – fast dreimal so viel wie ihre britischen Kollegen. Parlamentsfriseur beziehen bis zu 136 120 Euro brutto im Jahr. Jeder Staatsbedienstete bekommt eine märchenhafte Pension, die fast so hoch ist wie das letzte Gehalt. Angesichts solch grotesker

Europa. Noch immer kann man alten Männern mit Namen Decimo (der Zehnte) begegnen. Aber seit Jahrzehnten gehört die Geburtenrate in Italien zu den niedrigsten weltweit, und ohne Einwanderer würde die Bevölkerungszahl sinken. Dass die Italienerinnen keine Babys mehr bekommen, ist ein klares Zeichen einer todkranken Gesellschaft.

### Ein Haus klein wie ein Schuhkarton

Fast 90 000 britische Expats (ein Viertel der Gesamtzahl) haben Spanien im letzten Jahr den Rücken gekehrt, weil sie es nicht mehr aushielten. Ich weiss nicht, wie viele aus Italien weggegangen sind, aber ich kenne viele im schicken Chianti, die händeringend ihr wunderschönes altes Bauernhaus verkaufen wollen, trotz üppiger Pension oder was immer sie die Nacht überstehen lässt. Jetzt ist es besonders günstig, in Italien ein Bauernhaus zu kaufen – die Immobilienpreise sind in den letzten Jahren um rund fünfzig Prozent gefallen.

Peter Mayles Bestseller «Mein Jahr in der Provence», in dem er davon erzählt, wie er ein altes französisches Bauernhaus kauft und herichtet (was viele andere dazu inspirierte, es

zen ihren teppichgrossen und mit Plastikwindmühlen gesäumten Rasen mit der Nagelschere, während unser Garten wie ein Schlachtfeld aussieht. Die deutschen Nachbarn haben uns darauf angesprochen, als ob wir dumme Ausländer wären. Für sie sind wir zweifellos der Inbegriff all dessen, woran Italien und damit die Europäische Union krankt. Verglichen mit unserem Haus ist «Dantes Inferno» ein Paradies.

Zehn Jahre lang habe ich hier ganz anständig verdient, monatlich 7500 Euro netto, und 2009 konnte ich sogar drei Monate freinehmen, um mit der Familie in unserem Land Rover die griechischen Inseln abzuklappern. Das war unser letzter Urlaub. Aber es gibt vielleicht ein schwaches Licht am Ende des Tunnels. Wir wollen (mit Geld von unseren Eltern) weiter landeinwärts, zwei Kilometer von Lido di Dante, ein Bauernhaus kaufen, das ein wenig renovierungsbedürftig ist. Ich muss also nur den ersten Satz richtig hinkriegen, dann habe ich finanziell bestimmt ausgesorgt. Das Jahr begann mit – tja, womit genau?

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

**FREIHEIT IST  
IMMER AUCH DIE  
FREIHEIT DER  
ANDERSDENKENDEN.**



Marc B.

# #SagesderSchweiz

Teilen auch Sie der Schweiz etwas mit. Entweder auf [www.SagesderSchweiz.ch](http://www.SagesderSchweiz.ch)  
oder via Hashtag. Und schon bald könnte Ihre Botschaft in einem  
Inserat wie diesem stehen. Weitere Teilnehmeinfos gibt's auf der Website.

**JETZT MITMACHEN**

Das Inserat. Jeden effizient erreichen.

Eine Aktion der



**SCHWEIZER MEDIEN**  
MÉDIAS SUISSES | STAMPA SVIZZERA | SWISS MEDIA



«Live on Ice» in Küsnacht ZH

# Winterzauber am Zürichsee

Auch in der kalten Jahreszeit hat der Zürichsee seine Reize. Als Weltwoche-Abonnent geniessen Sie zu speziellen Konditionen ein romantisches Essen mit Eislauf-Show im traditionsreichen Romantik Seehotel Sonne – auf Wunsch mit Übernachtung.



So nah von daheim – und doch so fern vom Alltag: Wenn Sie den langen Winter mit einem speziellen Erlebnis bereichern wollen, sind Sie im Romantik Seehotel Sonne richtig. Das 1641 erstmals urkundlich erwähnte Haus direkt am

rechten Zürichseeufer bietet alles, was man sich für sein Wohlbefinden nur wünschen kann. Kompetent geführt von René Grüter und Catherine Julen Grüter, will das Seehotel am Puls der Zeit bleiben und gleichzeitig traditionell Landestypisches weiterpflegen. Das Hauptgebäude ist vom international bekannten Lichtkünstler Gerry Hofstetter beleuchtet, im Garten befindet sich eine romantische Eisbahn. Ein Open-Air-Käsefondue gibt es immer dienstags im November und Januar.

#### Romantic Wednesday:

Jeden Mittwoch ab 19.30 Uhr (ausser 24. und 31. Dezember) findet die Eislauf-Show «Live on Ice» mit den Sunny Ice Angels statt, gefolgt vom Candlelight-Dinner am stimmungsvoll dekorierten Tisch. Für Weltwoche-Abonnenten stehen spezielle Arrangements zur Verfügung.

#### Weltwoche-Spezialangebot

**Romantik Seehotel Sonne**  
Seestrasse 120, 8700 Küsnacht

#### Candlelight-Dinner:

9. November 2014 bis 8. Februar 2015  
jeweils So bis Do (exkl. Feiertage)  
4-Gang-Überraschungsmenü  
Pro Person Fr. 84.– (statt Fr. 98.–)  
Nur mittwochs: inkl. Eislauf-Show ab 19.30 Uhr

#### Übernachtung mit Seeblick:

1 Nacht im Deluxe-DZ inkl. Glühwein-Apéro und 3-Gang-Dinner für 2 Personen (exkl. Getränke)  
Freier Eintritt auf die Eisbahn (Mo geschlossen)  
Pro Person Fr. 198.– (statt Fr. 262.–)  
(Angebot gültig für max. 6 Personen pro Platin-Club-Karte, nach Verfügbarkeit)

#### Reservation:

Romantik Seehotel Sonne, Tel. 044 914 18 18  
oder per E-Mail an [home@sonne.ch](mailto:home@sonne.ch). Bitte  
Kennwort «Weltwoche Platin-Club» angeben.

#### Veranstalter:

Romantik Seehotel Sonne  
[www.sonne.ch](http://www.sonne.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**

**sonne**  
Romantik Seehotel  
Küsnacht am Zürichsee



# Freie Bahn für russische Spione

Hunderte russische Spione bewegen sich mühelos in ganz Europa und profitieren von den Freiheiten der offenen Gesellschaften. Ihr Ziel: die Unterwanderung des Westens. Die Bedrohung wird massiv unterschätzt. Von Edward Lucas und Wieslaw Smetek (Illustration)

Als unlängst in Warschau zwei russische Spione verhaftet wurden, war das ein Schock. Für viele ist der Skandal die offensichtlich gewordene Unterwanderung des polnischen Verteidigungsministeriums, denn neben einem polnisch-russischen Zivilisten wurde auch ein hochrangiger Offizier verhaftet. Doch wirklich schockierend ist etwas anderes: dass der Erfolg der polnischen Agentenjäger kaum etwas ändert an dem eigentlichen Problem. Nach Auffassung westlicher Sicherheitskreise sind Hunderte russische Geheimdienstoffiziere in Europa unterwegs, die Tausende von Agenten führen. Es handelt sich hierbei um bezahlte Leute, die genau wissen, was sie tun, aber auch um solche, die aus Naivität oder Selbsttäuschung nicht wissen, dass sie für den Kreml arbeiten.

Die russischen Geheimdienstoffiziere sind manchmal bei diplomatischen Vertretungen akkreditiert, meist tarnen sie sich aber als Geschäftsleute, Akademiker oder sogar Studenten. Manche sind «Illegale», die Dokumente verwenden, die sie als Staatsangehörige anderer Länder ausweisen. Andere sind unter ihrer russischen Identität in Jobs tätig, die sie zu Tarnzwecken angenommen haben.

Wladimir Putin, selbst ein ehemaliger sowjetischer Spion, hat einen grossen Hunger auf geheimdienstliche Erkenntnisse. Grosszügig unterstützt er die drei russischen Geheimdienste. Es sind dies der Auslandsnachrichtendienst (SWR, Sluschba wneschnei raswedki), der Föderale Sicherheitsdienst (FSB, Federalnaja Sluschba Bezopasnosti), der für Staatsschutz und Innere Sicherheit zuständig ist, und der militärische Nachrichtendienst (GRU, Glawnoje Raswednyatelnije Uprawlenije).

## Tummelplatz dank Reisefreiheit

Europa ist ein Tummelplatz dieser Dienste. Dank Reisefreiheit im Schengen-Raum kann ein Geheimdienstoffizier in einem Land wohnen, Agenten in einem zweiten Land führen und in einem dritten mit ihnen zusammentreffen. Statt unter den Augen der französischen Abwehr zu operieren, kann ein russischer Offizier, der in München residiert, seinen französischen Kontaktmann etwa in Genf treffen. Einige Schengen-Staaten arbeiten eng mit anderen zusammen, um das zu verhindern. Andere, besonders Österreich, kümmern sich erst dann um ausländische Spionageaktivitäten, wenn die eigenen Interessen unmittelbar betroffen sind.

Es gibt einige bemerkenswerte Ausnahmen, namentlich Estland, wo in den letzten vier Jah-



Operationen unter «falscher Flagge»: Ex-KGB-Agent und russischer Präsident Putin.

ren vier russische Spione gefasst, angeklagt und verurteilt wurden. Doch die meisten europäischen Länder betreiben die Jagd auf russische Spione nur halbherzig. Werden solche Agenten tatsächlich geschnappt, werden sie selten vor Gericht gestellt, und Verurteilte können gewöhnlich mit einer vorzeitigen Freilassung rechnen.



Die Probleme stellen sich auf allen Ebenen. Geheimdienste sind unterfinanziert und oft demoralisiert. In weiten Teilen Westeuropas geniesst die Terrorismusbekämpfung seit dem 11. September 2001 höchste politische Priorität, wobei sich die Aufmerksamkeit vor allem auf den islamistischen Extremismus richtet. Videos von westlichen Staatsbürgern, die von westeuropäischen Dschihadisten enthauptet werden, schockieren die Öffentlichkeit weit mehr als russische Spionageaktivitäten im Westen. Aber das ist nicht das einzige Problem. In vielen ehemals kommunistischen Ländern müssen Geheimdienstler, die Telefone abhören und E-Mails lesen, damit rechnen, in innenpolitische Intrigen verwickelt zu werden. Und immer ist es politisch heikel, wenn ein Spion auffliegt. Die Abwehr mag noch so geschickt operieren, jeder Erfolg sorgt für schlechte Publicity. Zwangsläufig wird über Sicherheitslücken diskutiert, die das Eindringen des Gegners überhaupt erst ermöglichen.

Überdies haben die meisten europäischen Politiker keine grosse Neigung, sich öffentlich mit dem Kreml anzulegen. Einige Länder, wie etwa Finnland, haben schon vor langer Zeit mit den Russen vereinbart, Spionagefälle nicht an die Öffentlichkeit zu bringen. Griechenland ist bekannt für seine guten Beziehungen zum russischen Geheimdienst. Und die Türkei geht in ihren Beziehungen zu Russland schon lange eigene Wege. Südeuropäische Länder wie Spanien, Portugal und Italien sehen die Dinge nicht ganz so streng wie ihre nördlichen Nachbarn – Russland ist weit weg und wird nicht als Bedrohung empfunden.

Hinzu kommt, dass einige exkommunistische Länder (Bulgarien, Kroatien, Tschechien, Ungarn, die Slowakei und Slowenien) in den letzten zehn Jahren, in denen der amerikanische Stern verblasst ist und der russische wieder an Glanz gewonnen hat, ihre starke atlantische Orientierung aufgegeben haben und nun bemüht sind, sich in einer Welt einzurichten, in der multilaterale Sicherheitsgarantien wenig Überzeugungskraft haben.

Wohl das erstaunlichste Beispiel – einen Hollywood-Thriller mit einem solchen Plot würden viele Leute für allzu fantastisch halten – ist der Fall des indonesisch-russischen Gefängnispsychologen Robert Rachardzo, der 1992 nach Prag ging und 2003 auf Kreta von den Russen angeworben wurde. Gemeinsam mit seiner Freundin, Major Vladimíra Odehnalová, führte er einen Spionagering im tschechischen Verteidigungsministerium. Beide waren verheiratet, aber Odehnalová unterhielt auch enge Beziehungen zu drei tschechischen Generälen: Josef Sedlák, ein hoher Kommandeur und anschliessend tschechischer Vertreter im Nato-Hauptquartier in Mons (Belgien), Josef Proks, stellvertretender Generalstabschef und Chef des militärischen Geheimdienstes, sowie Frantisek Hrabal, militärischer Berater des Präsi-

denten (die drei Männer wiesen alle Vorwürfe unstatthafter Beziehungen zu Odehnalová und des Geheimnisverrats zurück, aber alle drei quittierten den Dienst).

Doch zur Empörung der Amerikaner und anderer Verbündeter, die an dem Fall gearbeitet hatten, konnte Rachardzo entkommen, bevor der tschechische Abwehrdienst (BIS), der in dem Fall ermittelte, ihn verhaften konnte. Seine Flucht im Herbst 2010 war offenbar gut geplant. Er ging mit Frau und Kindern in eine Prager Pizzeria, schrieb dort auf eine Papierserviette, dass er in Schwierigkeiten sei und dringend an einen bestimmten Ort gebracht werden solle. Seine Frau fuhr ihn im Auto zu einer

---

### Manche wissen aus Naivität oder Selbsttäuschung nicht, dass sie für den Kreml arbeiten.

---

ehemaligen sowjetischen Militärbasis, tief in den Wäldern verborgen, wo er einfach ausstieg und auf ein paar Männer zuging, die dort schon warteten. Er telefoniert regelmässig mit seinen Kindern via Skype, vermutlich von Russland aus. Unklar ist, ob Rachardzo von tschechischer Seite einen Tipp erhielt oder – wie manche Ermittler glauben – das Land verlassen durfte, weil man aus politischen Gründen eine Anklage vermeiden wollte.

Fairerweise muss man sagen, dass es ähnliche Fälle auch in westlichen Ländern gibt. Ein hoher deutscher Nato-Offizier wurde von einer Frau verführt, die Kontakte zum russischen Geheimdienst hatte. Der Mann wurde nicht angeklagt (allerdings in ein islamisches Krisenland versetzt, wo er kaum Chancen hatte, seinem Hang zu Alkohol und Frauen nachzugehen). 2009 wurde in Polen der GRU-Agent Tadeusz Juchniewicz gefasst, aber aus der Haft entlassen, weil der polnischen Regierung daran gelegen war, die Beziehungen zu Russland zu verbessern.

### CIA-Erfolg mit Anna Chapman

Inzwischen scheint sich das Klima für russische Spione abzukühlen. Seit 2010, als in Amerika zehn «Illegale» aufflogen, haben westliche Abwehrdienste einige Erfolge erzielen können. Das ist auch ein Triumph der CIA, der es gelang, einen hochrangigen Geheimdienstler namens Alexander Potejew anzuwerben. Seine dramatische Flucht aus Russland im Juni 2010 führte dazu, dass in den USA der grösste Spionagering aller Zeiten aufflog, dem Anna Chapman und neun andere Agenten angehörten. Als Resultat dieser Operation können amerikanische Dienste ihren Kollegen in Kanada, Europa und anderswo bis heute wertvolle Hinweise liefern.

Der deutschen Abwehr gelang ein beachtlicher Erfolg, als im Oktober 2011 Andreas und Heidrun Anschlag verhaftet wurden, zwei rus-

sische «Illegale», die sich in Deutschland mit gefälschten Papieren aufhielten, die ihnen ein korrupter österreichischer Beamter ausgestellt hatte. Die beiden wurden während einer Funkkommunikation gefasst und zu sechseinhalb beziehungsweise fünfeinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Die niederländische Abwehr konnte im April 2013 den Diplomaten Raymond Poeteray fassen, der Nato-Dokumente an die Russen weitergegeben hatte und dafür zu zwölf Jahren Haft verurteilt wurde.

Auch die dänische Abwehr nahm die russische Spionage sehr viel ernster. 2010 wurde der finnische Professor Timo Kivimäki verhaftet und verurteilt. Er hatte als «Talentscout» Ausschau nach Studenten gehalten, die ihm als vielversprechende Kontakte erschienen waren. Laut Anklage wurde er von den Russen dafür bezahlt. Seine Verurteilung löste jedoch einen Proteststurm aus. Viele Europäer konnten nicht verstehen, dass man auch ohne Zugang zu Geheimdokumenten als gefährlicher Spion verurteilt werden konnte. Kivimäki durfte schon bald nach Finnland zurückkehren, wo er seine Arbeit auf dem Gebiet der Konfliktforschung fortsetzte.

In Ungarn kam ein entschlossener Journalist den Aktivitäten des russischen Geheimdienstes auf die Spur. András Dezs von der Zeitschrift *Index* fand bei seinen Recherchen über den rechten Politiker und Europa-Abgeordneten Béla Kovács heraus, dass dessen russische Frau Svetlana Istoschina offenbar eine russische Geheimdienstagentin und er selbst der uneheliche Sohn eines KGB-Offiziers war, der während der Sowjet-Ära in Ungarn stationiert gewesen war. Frau Istoschina hatte erst einen japanischen Atomphysiker geheiratet und später einen österreichischen Profigangster (und war auf diese Weise rasch und unkompliziert an einen österreichischen Pass gekommen). Über Kovács flossen Gelder (unbekannter Herkunft) an seine Partei, die ultranationalistische Jobbik, deren prorussische Haltung massgeblich auf ihn zurückgeht. Aus Geheimdienstkreisen erfuhr Dezs, dass Kovács schon seit 2009 wegen seiner russischen Kontakte unter Beobachtung stand. Die Anklagebehörde hat inzwischen die Aufhebung seiner parlamentarischen Immunität beantragt.

### Raffinierter als zu KGB-Zeiten

Trotz dieser eindrücklichen und zuweilen schmierigen Geschichten ist es schwer, in Europa ein Bewusstsein für die Bedrohung durch russische Spionage zu wecken, die heutzutage noch intensiver und raffinierter betrieben wird als zu KGB-Zeiten. Immer mehr Dinge sind für die Russen potenziell interessant, während der Westen immer weniger Möglichkeiten hat, auf diese Bedrohung angemessen zu reagieren. Spionage ist das bevorzugte Instrument des Kreml, den Westen zu manipulieren und in den osteuropäischen Frontstaaten

eine sanfte Hegemonie zu errichten, die eher auf Korruption und Propaganda gründet als auf rigiden Zwangsmassnahmen wie zu Sowjetzeiten. Spione können feststellen, welche Politiker und Beamte bestechlich sind, welche Wirtschaftsbranchen am ehesten anfällig sind für russische Einflussnahme und wie Hindernisse, beispielsweise effiziente Sicherheitsdienste, überwunden werden können.

Seit dem Ende des Kalten Kriegs haben sich die Spielregeln zu Russlands Gunsten verändert. Russische Spione bewegen sich mühelos und unsichtbar in Vorstädten, Nachtclubs, Denkfabriken und Beratungsfirmen und profitieren dabei vom natürlichen Vertrauen und der

## Viele Osteuropäer sind besorgt, doch ihre Warnungen verhallen ungehört.

Kollegialität in offenen Gesellschaften. Russland spioniert nicht nur die schwachen Länder des «neuen» Europa aus, sondern auch die reichen und satten Länder des «alten» Europa.

Ein gutes Beispiel ist der gefährlichste Spion in der Geschichte der Nato: Herman Simm, Sicherheitschef im estnischen Verteidigungsministerium. Das war ein Paradox: Estland gilt zu Recht als Vorzeigestaat unter den exkommunistischen Ländern. Es hat eine dynamische Wirtschaft, ausgezeichnete, innovative staatliche Institutionen und eine eindrucksvolle Riege von Politikern. Seine kleinen, aber hervorragenden Nachrichtendienste geniessen das höchste Vertrauen der westlichen Partner, namentlich des britischen MI6 und der CIA. Aber eben weil Estland so viel Vertrauen geniesst, konnte Simm so viel Schaden anrichten. Er war vom britischen Militärgeheim-

dienst in Chicksands ausgebildet worden, dem supergeheimen Stützpunkt bei London, und leitete in Estland die Einführung von Sicherheitsmassnahmen gemäss Nato-Richtlinien. Russland interessierte sich für die Verteidigungsplanung der Esten, aber auch für Details der Sicherheitsprozeduren und Verschlüsselungstechniken der Nato.

Viele Osteuropäer sind besorgt angesichts der russischen Spionagefähigkeiten, doch ihre Warnungen verhallen ungehört. Westliche Länder unterschätzen regelmässig das Potenzial der russischen Geheimdienste, die in der Tat korrupt, bürokratisch, verschwenderisch, nepotistisch und borniert sind. Aber sie haben grosse Vorzüge. Ihre oberste Priorität ist die Unterwanderung der westlichen Länder. Umgekehrt kann man das leider nicht sagen.

Ein weiterer Vorteil ist ihre langfristige Perspektive. Für westliche Dienste ist Spionage ein bedarfsorientiertes Geschäft. Geheimdienstchefs konzentrieren sich auf Aktivitäten, die ihren politischen Herren wichtig erscheinen, und lassen alles ausser Betracht, was die Politik nicht interessiert. Fast zwanzig Jahre lang war Russland keine Priorität, und wer sich mit Russland befasste, riskierte seine Karriere, opferte sie mitunter sogar.

Die russische Spionage funktioniert nach ganz anderen Kriterien. Die Dienste stecken viel Geld und Zeit in den langfristigen Aufbau wertvoller Mitarbeiter und fragen nicht gleich nach der Rendite. Russische Dienste sind auch viel besser in der Durchführung von Operationen unter «falscher Flagge», bei denen die Zielperson unter anderen Vorzeichen angeworben wird, also etwa in Sachen Umweltschutz oder digitale Freiheit.

All diese Faktoren machen die erwähnten Fahndungserfolge mehr als wett. In Zeiten des Kalten Kriegs war die Bedrohung durch die Sowjetunion höchste Priorität für westliche Sicherheitsdienste. Es war klar, dass wir es mit einer totalitären Diktatur zu tun hatten. Jeder, der aus der Sowjetunion in den Westen kam, fiel auf und wurde in den meisten Fällen auch kritisch durchleuchtet. Die Kultur- und Handelsbeziehungen zwischen West und Ost waren beschränkt. Jemand wie Anna Chapman (die Tochter eines russischen Geheimdienstoffiziers) hätte sich unmöglich so mühelos und unauffällig zwischen Moskau, London und New York bewegen können.

Seit mehr als zwanzig Jahren ist der Westen bemüht, Russland diplomatisch, finanziell, wirtschaftlich und institutionell einzubinden. Zwar haben westliche Politiker (oft sehr spät) erkannt, dass Russland eine autoritäre Kleptokratie ist. Viele akzeptieren auch (meist nur halb überzeugt), dass es eine revanchistische Macht ist, die ihre Nachbarn bedroht. Aber nur wenige machen sich klar, wie real die Bedrohung ist, und schenken ihr die nötige Aufmerksamkeit. Russland ist eine von vielen Be-





drohungen. In vielen Bereichen, vor allem auf dem Gebiet der Terrorismusbekämpfung, ist Russland für den Westen nach wie vor ein wichtiger Partner.

Daran wird sich so schnell nichts ändern. Natürlich ist nicht mit einer Rückkehr zu den Verhältnissen zu rechnen, wie sie im Kalten Krieg herrschten, als Ost und West fast hermetisch voneinander getrennt waren und selbst zweit-rangige Positionen im Staatsdienst einer Sicherheitsprüfung unterlagen.

Die grösste Schwäche des Westens ist die, dass er Gegenspionage, Rechtsprechung, Finanzen, Lobbyismus und Medienaufsicht als separate Politikfelder betrachtet. Russland bewegt sich mühelos in all diesen Bereichen hin und her. Angesichts der vielschichtigen Bedrohung müssen die verschiedenen zuständigen Behörden gemeinsam und nicht separat handeln.

Immerhin können wir dafür sorgen, dass jenes Klima von Verschwiegenheit und Strafverschonung beendet wird, das Putins Spionen ein leichtes Spiel ermöglicht. Estland geht hier mit gutem Beispiel voran, indem es unnachsichtig Jagd auf Agenten macht und selbst diejenigen vor Gericht stellt, die die peinlichsten Sicherheitslücken offenbaren. Einige Länder haben sich über die Versäumnisse der Esten lustig gemacht, doch wir sollten sie, im Gegenteil, für ihren offenen Umgang mit diesem Thema loben. Die Fähigkeit von Frontstaaten, russische

Spione zu fassen und hinter Gitter zu bringen, ist sehr unterschiedlich. Estland mit einer Bevölkerung von einer Million hat vier russische Spione gefasst und verurteilt (mehr als Deutschland mit einer Bevölkerung von achtzig Millionen). In Tschechien (mit einer Bevölkerung von zehn Millionen) wanderte kein einziger ins Gefängnis. Andere Länder wie Polen, die Slowakei, Ungarn, Bulgarien, Rumänien und Kroatien weisen eine ähnlich miserable Bilanz auf.

#### Russlands Angst vor der Demokratie

So wie bei unzureichender Strafverfolgung ein Klima von Straflosigkeit entsteht, so verändert sich durch konsequente Strafverfolgung das öffentliche Bewusstsein. Wer im öffentlichen Leben steht, muss auf der Hut sein, wenn ihm Fragen gestellt werden, ganz besonders, wenn ihm für Informationen Geld versprochen wird. Wenn nichts auf dem Spiel steht, ist man eher bereit, etwas auszulaudern, selbst wenn es um potenziell brisante Themen geht. Wenn aber Anklage und Gefängnis drohen, wird man wohl eher vorsichtig sein. Deshalb war es wichtig, dass Kivimäki in Dänemark vor Gericht gestellt wurde, auch wenn die Wirkung viel grösser wäre, wenn es nicht ein Einzelfall gewesen wäre.

Westliche Länder könnten auch viel strenger mit russischen Geheimdienstoffizieren umgehen, die Personen wie Kivimäki, Simm und Poeteray rekrutieren, motivieren und führen.

Deutschland hat mit der Verurteilung der beiden Anschlags bemerkenswerte Entschlossenheit demonstriert, während Kanada 2009 einen russischen Illegalen (mit dem Tarnnamen Paul William Hampel) schnappte, ihn aber nicht verurteilte, sondern des Landes verwies. Westliche Länder sollten russischen «Diplomaten» mit Spionagehintergrund viel eher die Einreise verweigern. Russische Offizielle, die bei Spionageaktivitäten erwischt werden, sollten konsequent ausgewiesen werden und in Zukunft von keinem westlichen Land mehr ein Visum erhalten. Das hat natürlich seinen Preis. Russland wird dann ebenfalls mit Ausweisungen reagieren und bei der Visaerteilung für westliche Diplomaten Schwierigkeiten machen.

Letztlich ist das Spionageklima ein Ausdruck der politischen Prioritäten. Russland spioniert den Westen aus, weil es Angst hat vor Demokratie und Rechtsstaat und eine Chance sieht, uns zu schwächen. Für den Westen ist russische Spionage kein Thema, weil wir andere Sorgen haben. Vor allem wollen wir nicht wahrhaben, wie gross die Bedrohung tatsächlich ist und wie verwundbar wir sind – was die Russen sehr geschickt ausnutzen.

Edward Lucas ist Autor von «Deception: the Inside Story of East-West Espionage Today» (Bloomsbury USA, 2014)

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Wenn Sie das Potenzial Ihrer Anlagen freisetzen wollen. Nehmen Sie sich Zeit für eine umfassende Beratung: LGT Bank (Schweiz) AG, Telefon 044 250 81 81

**LGT. Ihr Partner für Generationen.** In Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Zürich und an mehr als 15 weiteren Standorten weltweit. [www.lgt.ch](http://www.lgt.ch)



# Die USA stellen die Weichen

Wenn Amerika zur Urne geht, jagt ein Superlativ den anderen: Es sei der schrillste, derbste, teuerste Wahlkampf aller Zeiten, lautet das Verdikt der US-Medien über die *midterms*. Die wichtigsten Zahlen, Fakten und Anekdoten zu den Zwischenwahlen am Dienstag, die die Macht in Amerika neu verteilen. Von Urs Gehrig

Amerika ist, man vergisst es im Diskurs der europäischen Enge rasch, ein Land endloser Weiten. Der Wahlkampf bringt sie nun wieder in die Stuben, jene gott- und menschenverlassenen Flecken, wo Fremde den Verstand verlieren, wenn sie nicht Schlafvirtuosen sind oder ein dichterisches Verständnis für die Poesie der Ödnis haben.

Rob Maness, ein Tea-Party-Kandidat in Louisiana, begrüsst uns, hoch thronend auf einem propellergetriebenen Amphibienboot, inmitten eines von Reptilien wimmelnden Südstaatensumpfs und verkündet, seine Erfahrung mit Alligatoren mache ihn tough genug, um es mit den Politikern im weltfremden Washington, D. C. aufzunehmen. «Hier in Louisiana lernst du, hart zu sein. Ein Moment der Schwäche, und die Alligatoren fressen dich lebendig auf.» Dann klebt er einem Biest mit Scotch-Tape die Schnauze zu. «Louisiana braucht einen Senator, der gegen die Karrierepolitiker aufsteht – und gegen die Alligatoren.»

---

«Washington ist voll von Geldverschwendern – bringen wir sie zum Quieken.»

---

Mit allen Mitteln versuchen Demokraten und Republikaner im ganzen Land, sich von den Entscheidungsträgern in der Hauptstadt Washington abzugrenzen, als welche sie paradoxerweise gewählt werden wollen. Eine zentrale Rolle spielen dabei TV-Spots wie derjenige von Alligatorjäger Maness. Je schräger, desto unvergesslicher, desto grösser die Hoffnung auf viele Wählerstimmen und Erfolg.

«Ich bin auf einer Farm in Iowa aufgewachsen, da habe ich von klein auf gelernt, Eber zu kastrieren», sagt Joni Ernst, eine Senatskandidatin, die sich als «Mutter, Soldatin, Konservative» vorstellt. «Washington ist voll von Geldverschwendern – bringen wir sie zum Quieken.»

Hart, entschlossen und unerbittlich präsentieren sich die Kandidaten im aktuellen Wahlkampf, und bisweilen zielen sie beim Gegner tief unter die Gürtellinie. Gelähmte Amtsinhaber werden durch einen leeren Rollstuhl dargestellt, (Jagd-)Gewehre werden geschultert, es qualmt aus der Testosteron-Prärie, schlüpfrige Wortspiele wie «electile dysfunction» (Wahlstörung) in Anspielung auf einen angeblich (politisch) impotenten Kandidaten werden gedreht. Und in New Mexico ist sich ein Kandidat nicht zu schade, Standbilder vom

maskierten IS-Schlichter des US-Journalisten James Foley einzuspielen, um sich selbst als wagemutigen Kämpfer wider den Terrorismus anzupreisen. Worum geht es?

**435-33-6300.** Das ist nicht die Direktwahl ins Weisse Haus, sondern der Code für die gesamte Machtzentrale Amerikas, die es neu zu besetzen gilt. Es geht um 435 Sitze im Abgeordnetenhaus (Gesamterneuerung), 33 Senatsitze (ein Drittel der kleinen Kammer) und 6300 Posten auf Gliedstaatenebene (darunter 36 Gouverneursposten, 30 Generalstaatsanwälte und Parlamente in 46 Bundesstaaten).

*Midterms* nennt man den Urnengang, weil er mitten in der Legislatur einer Präsidentschaft stattfindet. Nächsten Dienstag, 4. November, ist es so weit. Für Präsident Barack Obama steht viel auf dem Spiel. Ein letztes Mal bringt er als amtierender Präsident seine Politik zur Abstimmung. Dem Demokraten droht das frühe Schicksal einer *lame duck*, einer «lahmen Ente» im Weissen Haus. Der saloppe Ausdruck ist durchaus wörtlich gemeint. Sollte es den Republikanern gelingen, nicht nur im Abgeordnetenhaus, sondern auch im Senat eine Mehrheit der Sitze zu erreichen, hätte Obama kaum mehr die Chance, Gesetze durchzubringen. Die Folgen wären eine gelähmte Regierung und ein frühzeitig gescheiterter Staatschef.

**Lieben oder sterben.** Der Wahlkampf 2014 sei der unerbittlichste aller Wahlkämpfe, klagen Medien und unterstreichen ihre Behauptung mit Beispielen, wie sie eingangs geschildert wurden. Das Urteil ist übertrieben. Es gehört zum medialen Spiel mit den Superlativen, das jeden Wahlkampf begleitet wie ein Tambour die alte Infanterie. Die wahrscheinlich negativste Kampagne, die je geführt wurde, war die von Lyndon B. Johnson im Jahr 1964. Sie begann mit einem Countdown: «Four, three, two, one», es folgt ein Raketenstart, mitten im Krachen ertönt Johnsons sonore Stimme in drohendem Tremolo: «Das steht auf dem Spiel: eine Welt, in der alle Kinder Gottes leben können, oder ein Abtauchen ins Dunkel. Wir müssen uns entweder alle lieben, oder wir müssen sterben.» So infernal und ultimativ ist die Wahl dieses Jahr nicht, trotz IS und Ebola. Vielmehr scheinen sämtliche Kandidaten bloss einen Feind zu kennen: ihren eigenen Präsidenten.

**Obama allein zu Haus.** Er war einmal ein gefeierter Star, ein Hoffnungsträger, der unter-

wegs einbrach unter der schweren Last und der vom Weg abkam. Seine Feinde haben ihm nie die Hand gereicht, das war nicht weiter schlimm. Doch nun kehren sich auch seine Freunde von ihm ab.

«Paria-Präsident» nennt ihn Kolumnist Dana Milbank in der *Washington Post*. «Bloss nicht in seiner Nähe erscheinen», lautet die Devise seiner Parteigänger im Wahlkampf. Wortreich distanzieren sich Mann und Frau von ihm. «Ich bin nicht Barack Obama», beschwört Alison Lundergan Grimes, demokratische Senatsanwärtin aus Kentucky, das Wahlvolk, Flinte im Anschlag, als wolle sie mit Pulverdampf den Odem ihres Präsidenten ausräuchern.

Magere vierzig Prozent beträgt Obamas Zustimmungquote, ein Rekordtief seit seiner Amtsübernahme im Jahr 2008. Obama ist allein zu Haus, ein Ausgestossener, ein Präsident unter Quarantäne. Und wenn er sich doch einmal einmisch, laufen ihm die Zuhörer in Scharen davon. Wie neulich in Upper Marlboro, Maryland, wo er dem Gouverneursanwärter Anthony G. Brown Schützenhilfe leisten wollte.

Obama nimmt die Ausgrenzung nicht persönlich. «Es geht nicht darum, dass meine Gefühle verletzt werden könnten», sagt Obama über die Tiraden aus den eigenen Reihen. «Diese Leute sind meine treuen Alliierten und Unterstützer» – und fällt ihnen damit abermals in den Rücken: *strong allies!* – kein Gift ist für einen Kandidaten 2014 tödlicher als eine freundschaftliche Umarmung des Präsidenten. Dabei ist König Obama gar nicht ganz ohne Kleider.

**Fünf Komma neun.** 5,9 ist die gute Botschaft, die im Wahlkampf nicht erhört wird. Auf 5,9 Prozent ist Arbeitslosenquote in den letzten Monaten gesunken, auf den tiefsten Stand seit 2008. «Die Wirtschaft wächst wirklich», konstatiert David Brooks, Kolumnist der *New York Times*. «Und sie wird nächstes Jahr noch stärker wachsen, es gibt also guten Grund für Optimismus.» Warum schlagen die Demokraten daraus kein Kapital? Brooks weiss die Antwort: «Es gibt eine Regel, die besagt: Wenn eine wirtschaftliche Besserung nicht vier, fünf Monate vor einer Wahl spürbar ist, hat sie keine Auswirkung auf den Urnengang.»

**Kampf der Millionen.** Wie jede Wahl ist auch diese «die teuerste aller Zeiten». In der Tat, in diesem Punkt stimmt die rekordschreiberische Analyse. Rund eine Milliarde US-Dollar haben Parteien und Kandidaten gemäss der *Washing-*



*Es qualmt aus der Testosteron-Prärie: Für TV-Werbung haben Parteien und Kandidaten rund eine Milliarde Dollar ausgegeben.*

ton Post für TV-Werbung ausgegeben. Money talks. Wer keins hat, wird nicht gehört.

«In den sechziger Jahren konntest du mit einer TV-Werbung achtzig Prozent der Wähler erreichen», sagt Chris Sautter, Obamas erster Medienberater, der seit Jahrzehnten im Wahlkampfgeschäft ist. «Heute ist es wahrscheinlich kaum die Hälfte. Das heisst: Du gibst mehr Geld aus, um weniger Leute zu erreichen.» Das hindert freilich keinen Kandidaten daran, tief in die Kriegskasse zu greifen.

Das teuerste Rennen um einen Senatssitz läuft in North Carolina. Mehr als vierzig Millionen Dollar haben die Rivalen dort investiert. Mehr als 71 000 Fernsehwerbungen wurden in diesem Kampf geschaltet. Es geht auch anders. Den Spar-Rekord hält Jerry Brown, 76, Gouverneur von Kalifornien. Er war bereits in den siebziger Jahren zweimal Gouverneur, damals als Nachfolger von Ronald Reagan. 2011 hat er Arnold Schwarzenegger abgelöst. Jetzt segelt er in eine vierte Amtszeit, und er ist sich dank hohen Zustimmungsquoten (zwanzig Prozent Vorsprung auf seinen Rivalen) seiner Sache so sicher, dass er nicht eine einzige TV-Werbung produziert hat, die seine Wiederwahl direkt erwähnt.

**Dark money.** Die Millionenschlacht angeheizt hat ein hauchdünner 5:4-Entscheid des Obersten Gerichtshofs vor vier Jahren. Im Namen der Meinungsfreiheit wurde es Firmen, Verbänden und Gewerkschaften erlaubt, Geld ohne Grenzen zu spenden, solange sie die Kandidaten nicht direkt unterstützen. Gespendet wird seither vor allem für Lobbygruppen, sogenannte «Super PACs» (Political Action Committees).

Der Krieg um die Millionen gleicht einem Archipel. Wer genau wem was spendet, ist weitgehend unsichtbar. Eine Analyse der New York Times zeigt, dass mehr als die Hälfte der Broadcast-Werbung mit dark money bestritten wird. Mit anderen Worten: Sie wurde von Gruppen bezahlt, welche – ganz legal – wenig bis nichts über ihre Spender preisgeben.

Im letzten Frühling sprengte der Oberste Gerichtshof auch den Deckel für Spenden von Bürgern weg: Er hob die Obergrenze von bisher 123 000 Dollar pro Wahlzyklus auf. Gemäss Statistik spenden allerdings nur 0,3 Prozent der Amerikaner mehr als 200 Dollar. Es sind gerade mal 200 Superreiche, die den Grossteil der Wahlkampagnen finanzieren. Gigant unter den *big spenders* ist der kalifornische Milliardär Tom Steyer. Getrieben vom Kampf für mehr Klimaschutz, hat er 58 Millionen Dollar in den aktuellen Wahlkampf in verschiedenen Gliedstaaten eingeschossen. Damit hat er sich als linker Gegenspieler der konservativen Koch-Brüder hochgesponsert.

**Kleiner fan – ganz gross.** Warum Charlie Crist einen Ventilator hat, weiss niemand. Die Rede



«Paria-Präsident»: Barack Obama.

ist von einem kleinen, schwarzen Plastikpropeller-*fan*, den Crist, demokratischer Anwärter auf den Gouverneursposten in Florida, bei jedem Auftritt diskret auf der Bühne platziert. Vielleicht wollte er nicht aussehen wie Nixon anno 1960, als dieser nach einem Spitalaufenthalt bleich und eingefallen, mit stark spriessenden Bartstoppeln, schwitzend im Fernsehduell gegen den von Fahrten im offenen Cabriolet sonnengebräunten John F. Kennedy unterging. Jedenfalls steht der *fan* seit je unter Charlie Crists Pult und lässt seine Hosenbeine flattern. Nie hat sich jemand daran gestört. Bis an diesem Abend in Davie, Florida.

«*Ladies and gentlemen*, wir haben eine extrem seltsame Situation», rief der Moderator in den Saal, in dem er ein Rededuell zwischen Crist und dem amtierenden Gouverneur Rick Scott leiten sollte. «Rick Scott ist im Gebäude, aber uns wurde mitgeteilt, dass der Gouverneur an dieser Debatte nicht teilnehmen wird.» Denn «irgendwie» sei ein *fan* aufgetaucht in der Umgebung seines Konkurrenten, und das sei gegen die Regeln.

So brachte es ein Plastik-*fan* zu unerhörtem Ruhm in ganz Florida, von wo er sich in die nationalen News propellte, welche ihn schliesslich zu «Fan-Gate» hochschraubten. Alles bloss warme Luft? «Ich weiss nicht, ob der *fan* die Wahlen beeinflussen wird», sagt E.J. Dionne, Kolumnist der *Washington Post*, «wenigstens bescherte er einen Moment der Heiterkeit in einer ziemlich bitteren Kampagne.»

**Wenn die Republikaner gewinnen.** Die meisten Umfragen sagen am 4. November

einen Sieg der Republikaner in beiden Häusern voraus. Bis jetzt hatte Präsident Obama einen demokratischen Senat, der alles parieren konnte, was vom republikanisch dominierten Repräsentantenhaus kam. Wenn dieser Puffer verlorenght, muss der Präsident entweder einlenken oder mit einem Veto – der ultimativen Notbremse – die Vorlagen aus dem republikanischen Kongress blockieren. Die Folge könnte eine politische Lähmung sein, welche die Haare des Präsidenten noch grauer spriessen lässt und Amerikas Alliierte weltweit in Nervosität stürzen könnte.

Pessimisten glauben, die beiden Parteien seien zu polarisiert, um in einem derart gespaltenen Washington Kompromisse zu finden. Gemäss diesem Szenario wird bis zu Obamas Abtritt 2016 kein wesentliches Gesetz mehr verabschiedet werden.

Optimisten dagegen sehen bei einigen der «heissen» Themen wie Budget, Energie, Handel und Immigration Potenzial für einen parteiübergreifenden Deal. Sie sind überzeugt, dass die Republikaner – haben sie einmal die Kontrolle über den Kongress erlangt – nicht länger an der Seitenlinie die Zähne fletschen können. Wenn sie bis 2016 nichts als eine negative Bilanz vorweisen, riskieren sie selbst, für ihre Obstruktionspolitik abgestraft zu werden. Denn niemand im Land ist verhasster als «die da oben» in Washington, die nichts auf die Reihe kriegen. ○

## Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Weitwoche 2014

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

# Die ganze Wahrheit

Clatschmedien weltweit zogen in den letzten Tagen über Hollywoodstar Renée Zellweger her. Weil sie plötzlich anders aussieht als vorher. Wo liegt das Problem?

Von Dominique Feusi

Renée Zellweger hat einen neuen Film. Deshalb machte sie sich hübsch, tauschte die gemeine Multifunktionsmode, der sie privat so sehr zusetzen scheint, gegen ein ihr wirklich gutgesinntes Kleid ihrer Lieblingsdesignerin Carolina Herrera, kombinierte zum kleinen Schwarzen mit langen Ärmeln aus Spitze eine goldene Clutch und goldene Louboutin-Pumps und besuchte die «*Elle's* 21st annual Women in Hollywood Awards». Alles war gut durchdacht. Es sollte ein schöner Abend werden, sie wollte ein bisschen Aufmerksamkeit und ein bisschen über ihren neuen Film reden. Nun reden alle darüber, dass die Schauspielerin mit Schweizer Wurzeln mehr als ein bisschen anders aussieht. Ja, Sie haben es sicher auch schon gesehen: Renée Zellweger hat ein neues Gesicht. Ihr neuer Film? Keine Ahnung.

Wer den schlechten Chirurgen hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, das weiss nicht nur Mickey Rourke, und dass Zellweger auf wundersame Art und Weise immer mal wieder aussieht wie ihre eigene Wachsfigur, ist auch nicht neu, doch das hier war – eine gänzlich neue Person. «Einige der anderen Gäste haben sie fast nicht erkannt», zitierte das *People*-Magazin einen Award-Besucher. «Renée, bist du es?», wurde gewitzelt, die Berichte und Kommentare überschlugen sich. Der beliebte Schauspieler Zach Braff, Star der US-Krankenhaus-Serie «*Scrubs*», twitterte ein Foto seines Serienkollegen Donald Faison mit den Worten: «Renée sieht auf diesem Bild nicht mehr aus wie sie selbst.» Falls Sie trotzdem noch nie «*Scrubs*» gesehen und noch nicht gelacht haben: Donald Faison ist Afroamerikaner und trägt Glatze.

## «Botox? Filler? Ein Augenlifting?»

Denn das so Verstörende am Auftritt der 45-Jährigen, deren Vater Emil Erich Zellweger aus Au im Kanton St. Gallen stammt, war: Sie sah gut aus. Nur eben nicht mehr wie Renée Zellweger. Neulich war ein Bericht über einen Mann in der Zeitung, der mit dem transplantierten Gesicht eines Toten lebt. Es fühlte sich eher danach an.

«Ist es Botox? Filler? Ein Augenlifting?», rätselten die Medien. Oder ist es gar «Rox, die Augen-Lifting-Revolution des neuen Jahrtausends, lange ein gutgehütetes Geheimnis internationaler Make-up-Artisten, um Stars jugendlich in Szene zu setzen»? Aus dem «Erfahren Sie jetzt, wie Millionen von Frauen auf der ganzen Welt in nur einer Minute bis zu zehn Jahre jünger aussehen»-Mediashop-TV-Dauerwerbesspot? Falls Sie noch nicht gelacht haben: Sie sind



«Ein anderes, glückliches, erfüllenderes Leben»: Zellweger vorher und nachher (r.).

ein Mann. Fragen Sie rasch ihre Frau, jede zweite in der Schweiz lebende Frau hat diesen Spot schon mindestens 35 Mal gesehen. Er dauert schliesslich auch nur etwa zwei Stunden. Ja, da ist es wieder, dieses Paralleluniversum, von dem Sie keine Ahnung haben.

Fakt ist: Der Beauty-Druck ist gross. Und er steigt. Nicht nur für Frauen, es wird auch für Männer zusehends unbequemer, die Zeichen der Zeit anzunehmen, schliesslich fotografiert heutzutage ständig irgendwer, und ehe man sich's versieht, findet man im Internet ein Bild von sich, auf dem man aussieht wie eine Dörrdattel mit Zähnen in der Farbe eines Nikotinpfasters. Das ist nicht schön. Auf Fotos schlecht auszusehen, ist unangenehm, seit es soziale

## Auf Fotos schlecht auszusehen, ist unangenehm, seit es soziale Netzwerke gibt, mehr denn je.

Netzwerken gibt, mehr denn je, man kann es sich auch als normaler Mensch kaum mehr leisten, und in Hollywood ist der natürliche Lauf der Dinge schon gar keine Option. Da heisst «würdevoll altern» nichts anderes, als einen wirklich guten Schönheitschirurgen zu haben.

Und wenn man genug von seinem alten Gesicht hat, kauft man eben ein neues. Und so

legte nun Renée Zellweger ihr Bridget-Jones-Gesicht ab, Bridget Jones, die frustrierte, übergewichtige Single-Frau, ihre ewige, ihre legendäre Rolle, in der sie sich im Riesenschlupfer und Playboy-Hasenkostüm mit prallem Hintern in die Herzen der Frauen und zu, seufz, Hugh Grant stapfte. Zellweger nahm für die romantischen Komödien jeweils drastisch zu und wurde für ihren Mut gefeiert, ihren nicht mehr Hollywood-konformen Körper so ehrlich herzuzeigen. Sie war das drollige, putzige Moppelchen, das man einfach liebhaben musste. Danach nahm sie jeweils in kürzester Zeit wieder drastisch ab und wurde auch dafür gefeiert, für ihren makellosen, durchtrainierten, Hollywood-konformen Körper. Es war von Anfang an eine ziemlich schizophrene Angelegenheit. Dass sie nun ein neues Gesicht hat, macht die Sache nicht weniger kompliziert.

An was es liegt? Der ehrliche Moment kam in diesem Film nicht, die Oscar-Preisträgerin tat gegenüber *People* die Spekulationen um ihr verändertes Aussehen und Schönheitsoperationen als «albern» ab: «Ich führe nun ein anderes, glückliches, erfüllenderes Leben und bin begeistert, dass man das auch sieht.»

Das Leben schreibt die besten Pointen, ihr neuer Film mit Keanu Reeves und James Belushi heisst: «*The Whole Truth*». ○

# Schweizer Medizin gegen Ebola

Es wäre sehr leicht, einen Impfstoff gegen Ebola zu produzieren. Aber weil die Krankheit für den Westen keine akute Gefahr war, scheute die Industrie bisher die Investitionen. Dass endlich geforscht wird, ist für Afrika eine gute Nachricht. *Von Beda M. Stadler*



*Künstliche Passivimpfung ZMapp: Tabakpflanze, die Antikörper gegen Ebola produziert.*

Ironischerweise besitzt Afrika derzeit Medikamente gegen Ebola, über die kaum gesprochen wird. Jeder Ebola-Überlebende hat in seinem Blut Antikörper, die man einem anderen Patienten zur Therapie verabreichen könnte. In Bern steht derzeit die weltweit grösste Plasmafraktionierungsanlage, mit deren Hilfe Antikörper gegen verschiedene Krankheiten hergestellt werden. Wir hätten also das Know-how, um zu helfen. Wer bei uns von einem tollwütigen Fuchs gebissen wird oder mit offenen Wunden auf dem Notfall landet, bekommt solche Antikörperpräparate. Diesen Vorgang

nennt man Passivimpfung. Im Falle von Ebola würden solche Antikörper allenfalls dazu dienen, Leben zu retten. Die Ausbreitung des Virus wird damit aber nicht verhindert. Anstelle einer überstürzten Hilfeleistung in B-Anzügen und mit Super Pumas sollte man darüber nachdenken, ob dieses schweizerische Know-how zum Selbstschutz nicht in Afrika zu etablieren sei.

Solche Präparate existieren nämlich weltweit noch nicht, abgesehen von einer künstlichen Passivimpfung namens ZMapp. Es handelt sich dabei um drei in Tabakpflanzen

hergestellte menschliche Antikörper gegen Ebola. Der erste ausgeflogene amerikanische Patient erhielt keines der experimentellen Medikamente mehr. Diese waren bereits aufgebraucht, weil es sich mehr um eine Spielerei eines Start-up-Unternehmens handelte, das sich einem Pharma-Multi zum Kauf anbieten will.

Viele natürliche Passivimpfstoffe wurden in den letzten Jahren durch gentechnisch hergestellte Antikörper ersetzt. Zum Teil stellen sie einen echten medizinischen Durchbruch dar. Eines haben alle gemeinsam: Sie sind so teuer, dass sie für unser Gesundheitssystem zum Problem geworden sind. ZMapp wurde übrigens kostenlos abgegeben, damit nicht auffliegt, was für ein Witz der medial verbreitete Hoffnungsschimmer eigentlich war. In Afrika gibt es kein Land oder keine Hilfsorganisation, die für Ebola-Opfer ein mit ZMapp vergleichbares Produkt bezahlen könnten.

Das wirkungsvollste Instrument gegen Ebola ist die aktive Impfung. Hierbei wird ein abgetöteter, modifizierter infektiöser Erreger oder ein Teil desselben in den Menschen eingespritzt. In der Folge produzieren wir Antikörper, die uns vor den krankmachenden Erregern schützen. Man weiss seit Jahren aus Tierversuchen, dass die Produktion von Impfstoffen gegen Ebola ein Kinderspiel wäre. Für die Schweiz wurde dies zum Trauerspiel. Crucell, eine niederländische Impfstoff-Firma, hat 2007 die schweizerische Berna Biotech gekauft, um sich finanziell zu sanieren, wobei dann unsere letzte grosse Impfstoff-Firma liquidiert wurde.

## Helfer, Militärs und Touristen

Crucell wollte schon damals einen Ebola-Impfstoff herstellen, obwohl es dafür keinen Markt gab. Es wurde 2006 sogar eine erste klinische Prüfung an 32 Probanden durchgeführt. Noch heute kann man auf ihrer veralteten Website nachlesen, dass sie einen Zuschuss der amerikanischen Regierung in der Höhe von dreissig Millionen Dollar erhielt und das Versprechen auf weitere vierzig Millionen. 2011 wurde Crucell von Johnson & Johnson gekauft, seither wurde es um den Ebola-Impfstoff still.

Auch andere grosse Pharmafirmen haben die Ebola-Gefahr im zahlungskräftigen Westen realistisch eingeschätzt und sahen darin kein Geschäft. Ginge die Industrie davon aus, dass die Ebola-Gefahr in den Industriestaaten gross wäre, hätte sie längst mit Hochdruck investiert. Ebola ist vor allem in Afrika eine Gefahr, und

tragischerweise ist Afrika zu arm, als dass sich die Investitionen in einen Impfstoff bisher gelohnt hätten.

Das Blatt hat sich nun gewendet. Es wird weltweit intensiv geforscht. Die neuen potenziellen Kunden sind Helfer, Militärs und Touristen, also zahlungskräftige Konsumenten. Johnson & Johnson hat schliesslich einen fast fertigen Impfstoff in der Schublade und kündigt nun an, weitere 200 Millionen in die Forschung zu stecken. Ob dies ausschliesslich eigene Mittel sind, ist fraglich. Glaxo Smith Kline will auch einsteigen, nachdem die auf

### Johnson & Johnson hat einen fast fertigen Impfstoff in der Schublade.

dem Gebiet tätige Biotechfirma Okairos geschluckt worden ist. Ein internationales Konsortium, bestehend aus dem Wellcome Trust, dem Medical Research Council und der britischen Regierung, soll die Kosten übernehmen.

Ausser der Tatsache, dass Ebola für unsere Breitengrade nie eine ernsthafte Gefahr darstellte, gibt es weitere Gründe, weshalb eine aktive Impfung in den letzten Jahren nicht entwickelt wurde. Die unberechenbaren und doch eher seltenen Ausbrüche von Ebola hätten eine klinische Überprüfung zu einem schwierigen

Unterfangen gemacht. Eine Impfung müsste Monate zuvor und am richtigen Ort durchgeführt werden, um deren Wirkungen in der klinischen Phase III zu beweisen.

Auch unter normalen Bedingungen verschlingen die nationalen und internationalen Vorschriften Millionen in zweistelliger Höhe, bis ein Impfstoff überhaupt auf den Markt kommt. Da sich die Weltgesundheitsorganisation WHO damit brüstet, es würden bereits im Dezember und dann im Frühjahr Impfdosen zu Verfügung stehen, wurde ein Signal ausgesendet: eine rasche und erleichterte Markteinführung durch die Regulatoren. Sollte Ebola bis dann noch wüten, könnte man in kürzester Frist die klinische Wirksamkeit zeigen. Der wichtigste Grund für die plötzliche Kehrtwende der Industrie liegt allerdings darin, dass die Beteiligung der WHO praktisch eine Abnahmegarantie für den Impfstoff ist.

Der erste dokumentierte Ebola-Ausbruch fand 1976 statt. Nichts passierte. Dass jetzt der Hype um die eingebildete Ebola-Gefahr für den Westen dazu beiträgt, dass endlich Impfstoffe produziert werden, die dann vor allem in Afrika eingesetzt werden können, ist die erfreuliche Seite der aktuellen Aufregung.

**Beda M. Stadler** ist emeritierter Professor für Immunologie und lebt in Zeneggen VS.

**weihnachtssessen schon gebucht?**

gerne unterstützen wir sie auch kurzfristig bei der organisation!

**riverside ... das seminarhotel im zürcher unterland.**

... wir bieten ihnen eine einmalige atmosphäre, weit entfernt vom lärm und stress des alltags, um andere menschen zu treffen, miteinander zu kommunizieren und ideen auszutauschen.

hotel | seminare | gastronomie | bowling | events

**riverside ... alles im grünen bereich.**

spinnerei-lettenstrasse  
ch-8192 zweidlen-glattfelden

+41 43 500 92 92  
www.riverside.ch

# Wir Ausserirdischen

Der in Zürich tätige Uni-Professor Ben Moore gehört zu den schillerndsten Vertretern der Astrophysik. In seinem neuen Buch stellt er die gängige These über den Ursprung der Existenz auf den Kopf: Das Leben entstand nicht auf der Erde, sondern im Weltall. *Von Rico Bandle und Philipp Rohner (Bild)*

Seine Buchpräsentation ist gleichzeitig eine CD-Taufe. Und sie findet nicht in einem Hörsaal, sondern in Zürichs Trendlokal «Kaufleuten» statt. Ben Moore, Professor für theoretische Astrophysik an der Universität Zürich und Musiker, ist der Popstar unter den Wissenschaftlern: Seine Bücher verkaufen sich zehntausendfach, seine populären Referate sind ein unterhaltsamer Ritt durch die Weiten des Universums. Der Brit mit dem schelmisch-bübbischen Gesicht schafft es, die grössten Fragen unseres Daseins für jedermann verständlich und auf dem aktuellsten Stand der Wissenschaft zu erklären – jene Fragen, die am Anfang sämtlicher Religionen und der Philosophie stehen: Woher stammen wir? Wer sind wir eigentlich?

In seinem letzten Buch «Elefanten im All» erzählte Moore die grösste und spektakulärste Geschichte, die unsere Welt zu bieten hat: jene über die Entstehung des Universums – und landete damit einen Überraschungsbestseller. Jetzt legt er nach und befasst sich in «Da draus-

sen» mit dem Leben auf der Erde und ausserhalb. Wie entstand es? Sind wir allein? Und er analysiert lustvoll, inwiefern die wichtigsten Science-Fiction-Erzeugnisse aus Literatur und Film den Erkenntnissen der Wissenschaft standhalten.

## Der Mensch ist 240 Franken wert

Die Frage nach der Einzigartigkeit des irdischen Lebens gehört zu den eher einfach zu beantwortenden Fragen: Für Moore steht ausser Zweifel, dass es Leben fernab unserer Erde geben muss. «Unser Stern ist nur einer von mehreren hundert Milliarden Sternen in unserer Galaxie. Und unsere Galaxie ist nur eine von mehreren hundert Milliarden Galaxien», schreibt er im Buch. Kürzlich sind führende Astronomen zur Erkenntnis gelangt, dass es allein in unserer Galaxie etwa vierzig Milliarden Planeten von der Grösse unserer Erde geben muss, die auf einer Umlaufbahn in der habitablen, also bewohnbaren Zone liegen. Es gebe keinen Grund, anzunehmen, dass unsere

Erde der einzige Ort sei, wo sich Leben ausgebreitet habe. «Unsere Heimat, die Erde, ist nichts Besonderes», so die nüchterne Erkenntnis des Wissenschaftlers.

Moore entmystifiziert unser Dasein Schritt für Schritt. Das Leben beschreibt er als komplexen chemischen Prozess. «Alle Lebensformen – wir Menschen eingeschlossen – sind autonome molekulare Maschinen, die über zahllose Generationen optimiert wurden, um das Überleben und die Verbreitung ihres genetischen Codes zu sichern.» Er zitiert den britischen Evolutionsbiologen Richard Dawkins, der 1976 schrieb: «Wir sind alle Überlebensmaschinen [...], Robotervehikel, die blind programmiert wurden, um die egoistischen Moleküle zu bewahren, die als Gene bekannt sind. Das ist eine Wahrheit, die mich noch immer mit Staunen erfüllt.» Moore treibt die Vertecnisierung des Lebens auf die Spitze, insbesondere wenn er vorrechnet, wie gross der Wert des menschlichen Körpers ist, wenn man ihn in seine chemischen Elemente auflöst: 240 Franken. Der wertvollste Bestandteil ist das Kalium, welches pro Gramm etwas mehr als einen Franken kostet. Ein durchschnittlicher Körper enthält etwa 150 Gramm dieses chemischen Elements.

Wie ist nun Leben entstanden? Wie hat sich dieses lächerlich billige Material zu einem hochkomplexen Wesen wie dem Menschen zusammensetzen können?

Am Anfang der Evolutionskette finden sich die Bakterien. Moore charakterisiert ein solches Urtierchen folgendermassen: «Ein Bakterium ist eine hochentwickelte Ansammlung von Molekülen, die den Gesetzen der Physik und Chemie Folge leisten. Es hat keinen Grund zu leben [...], es ist ihm egal, ob es uns umbringt oder von uns umgebracht wird. Es ist das ultimative Beispiel einer selbstgesteuerten, autonomen Maschine.»

## Mythos «Ursuppe»

Die ersten bakterienähnlichen Organismen tauchten 500 Millionen Jahre nach der Entstehung der Erde auf, also vor rund 3,9 Milliarden Jahren. Gemäss der gängigsten Theorie – die Schöpfungsgeschichte natürlich ausgenommen – entstanden sie in der «Ursuppe». Das Meer sei damals eine nahrhafte Brühe gewesen, in der sich über Jahrtausende aus organischen Molekülen Lebewesen entwickelt hätten. Moore zweifelt diese Theorie an. Zur fraglichen Zeit war der Mond nicht einmal halb so weit



Brachten Asteroiden das Leben auf die Erde? Aufnahme von der Rosetta-Mission, September 2014.





Die grössten Fragen unseres Daseins: Astrophysiker Moore.

von der Erde entfernt wie heute. Die Erde drehte sich viel rascher um die eigene Achse, ein Tag dauerte dadurch nur vierzehn Stunden. Der nähere Mond und die schnellere Drehung der Erde hatten zur Folge, dass die Gezeiten (Ebbe und Flut) viel stärker waren und in einem kürzeren Intervall folgten. Alle sieben Stunden brach eine bis zu zehn Meter hohe Flutwelle über das Land herein. «Dies hat nur wenig gemeinsam mit dem Szenario, gemäss dem sich das Leben während mehrerer Millionen Jahre in einem ruhigen Gezeitenbecken entwickelt», sagt Moore.

Moore hat eine ganz andere Hypothese, wo sich das Leben entwickelt haben könnte: im Weltall. Mit einem seiner Doktoranden hat er an einem Supercomputer die Vorgänge in den ersten hundert Millionen Jahren nach der Entstehung der Erde simuliert. Hunderttausende von riesigen Asteroiden kreisten damals um die Sonne, es kam zu unzähligen Kollisionen, auch mit der Erde. Die Wissenschaft geht heute davon aus, dass riesige Asteroiden mit einem Durchmesser von über hundert Kilometern bei Kollisionen mit der Erde das Wasser auf unseren Planeten brachten. Moore ist überzeugt: nicht nur Wasser, sondern auch das Leben. Demnächst wird er diese bahnbrechende Hypothese in einer wissenschaftlichen Publikation darlegen, jetzt schon erklärt er sie in seinem neuen Buch.

Was im ersten Moment nach Spinnerei oder Pseudowissenschaft klingt, kann Moore plausibel erklären. Das Wasser im Innern der Asteroiden bleibt mindestens hundert Millionen Jahre lang warm, und es enthält nachweislich jene organischen Moleküle, die für die Entstehung des Lebens nötig sind. Die niedrigere Schwerkraft in den Himmelskörpern könnte der Entwicklung einfacher Lebewesen zusätzlich Vorschub geleistet haben: Kürzlich haben Experimente auf der Internationalen Raumstation (ISS) gezeigt, dass gewisse Bakterien in der Schwerelosigkeit besser gedeihen als auf der Erde. Es sind also alle Voraussetzungen für die Entstehung von Organismen gegeben.

Die Vorstellung, dass das Leben aus dem All auf die Erde gekommen sei, ist nicht ganz neu. Erstmals festgehalten wurde die unter dem Namen Panspermie bekannte Hypothese vom griechischen Philosophen Anaxagoras (499 bis 428 v. Chr.). Im letzten Jahrhundert brachten Wissenschaftler die Idee auf, dass sich durch einen Asteroideneinschlag auf dem Mars ein Gesteinsstück abgesprengt hat, das das Leben vom Roten Planeten auf die Erde transportierte. Ufologen wie Erich von Däniken greifen gerne auf die Panspermie-Hypothese zurück, um zu zeigen, dass Ausserirdische ähnliche Eigenschaften haben wie Menschen, schliesslich seien sie alle gleichen Ursprungs und dann im Universum verteilt worden.

Moore lehnt die Idee der Panspermie nicht grundsätzlich ab, im Buch bezeichnet er sie so-

gar als «faszinierende Hypothese». Allerdings sei es sehr unwahrscheinlich, dass einfache Lebewesen auf diese Weise in andere Sonnensysteme gelangten: «Die Reise würde über 100 000 Jahre dauern, und die Wahrscheinlichkeit, so weit weg auf einem Planeten zu landen, ist winzig.» Die Panspermie-Hypothese hat mit seiner nur wenig zu tun: Moore zeigt auf, wo das Leben entstanden sein könnte, und nicht, dass es von einem zu einem anderen Planeten gereist ist.

### Widrigste Bedingungen

Sollte sich das Leben tatsächlich in einem Asteroiden entwickelt haben, müssten die Organismen einen Aufprall auf die Erde mit einer Geschwindigkeit von 100 000 Kilometern pro Stunde überleben können und dann in einer ziemlich unwirtlichen Umgebung zurechtkommen. Denn damals herrschte noch nicht das milde Klima von heute, und der Sauerstoffgehalt in der Luft lag nahe bei null. Moore hat eine Menge Tierchen gefunden, die bezeugen, dass Lebewesen auch widrigste Bedingungen überstehen und sich darin zum Teil sogar weitervermehren:

— Die häufig vorkommenden Escherichiacoli-Bakterien haben bei Tests ähnliche Kräfte überlebt, wie sie bei einem Asteroidenaufprall auf die Erde zu erwarten sind.

— 2003 hat man zwei Kilometer tief im Ozean in der Nähe von Hydrothermalquellen einzelne Mikroben gefunden, die in 300 Grad heissem Wasser überleben (wegen des hohen Drucks tritt das Wasser nicht als Dampf aus).

### Müssen die Schulbücher, die in der Ursuppe den Start der Evolution sehen, umgeschrieben werden?

— 2006 wurde in einer südafrikanischen Goldmine drei Kilometer unter dem Boden eine Bakterienpopulation entdeckt, die ihre Energie alleine aus dem Zerfall radioaktiver Elemente bezieht.



Praktisch unzerstörbar: Bärtierchen.

— Es sind mehrere Lebewesen bekannt, die bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt leben und gedeihen, zum Beispiel der Eiszurm.

— Die robustesten mehrzelligen Lebewesen sind die Bärtierchen. Sie sind praktisch unzerstörbar, können bei extremen Bedingungen in einen scheinbaren Totzustand treten, um ihr aktives Leben wiederaufzunehmen. Bei diesen Tierchen wäre eine lange Reise durchs All vorstellbar, auf einem fremden Planeten könnten sie einen neuen Evolutionszyklus starten.

Müssen die Schulbücher, die in der Ursuppe den Start der Evolution sehen, umgeschrieben werden? Zumindest als eine mögliche Variante dürfte Moores Hypothese Bestand haben. Moore ist überzeugt, dass die Astronomie in den nächsten Jahren mit einigen bahnbrechenden Entdeckungen aufwarten wird. «Der Fortschritt ist enorm.» So ist er überzeugt, dass in den nächsten Jahren der Beweis er-

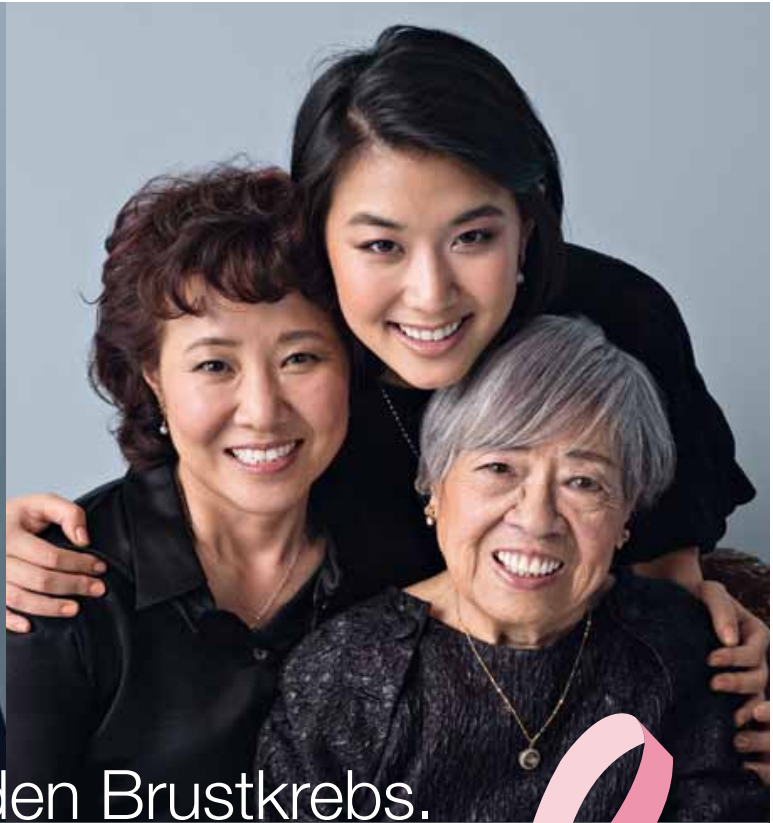
bracht wird für ausserirdisches Leben. «Das wird unser Weltbild erschüttern», sagt er.

Gut möglich ist, dass eine der grossen Entdeckungen in der Schweiz gemacht wird. «Die Schweiz gehört zu den führenden Forschungsplätzen in dem Bereich», sagt Moore. Er schwärmt von den Bedingungen, die die besten Fachleute aus aller Welt anziehen. Zu den renommierten Astrophysikern hierzulande gehört auch Kevin Schawinski, der Sohn von Medienunternehmer Roger Schawinski. 2012 wechselte er von der Yale University (USA) als Professor an die ETH Zürich. Die ETH sei auf beobachtende Astrophysik spezialisiert, die Universität auf theoretische. «Wir ergänzen uns sehr gut, stehen auch in engem Kontakt», sagt Moore. Gerne betont er auch, welche wichtige Rolle die Astronomie in der Geschichte des aufgeklärten Menschen einnimmt: «Sie führte uns aus der wissenschaftlichen Finsternis heraus und hin zu Erkenntnissen, die wir heute für selbstverständlich halten.»

### Komplexer als der Anfang des Lebens

Auch wenn man mittlerweile schon sehr viel über die Entstehung des Universums herausgefunden hat, der Ursprung von allem bleibt ein Mysterium: Über die ersten Millisekunden nach dem Urknall weiss man fast nichts. «Den Anfang des Universums zu verstehen, ist noch viel komplexer als den Anfang des Lebens, vielleicht werden wir ihn nie ganz verstehen», sagt Moore. Ist das der Ort, wo man so etwas wie einen Gott suchen muss? Daran glaubt der Wissenschaftler nicht. Und selbst wenn es so etwas gäbe, dessen Existenz würde seine Neugier nicht bremsen: «Sogar dann, wenn das Leben tatsächlich ein grausames Experiment wäre, ausgeführt von einem unendlich weisen Wesen, würde ich keine Ruhe geben, bis ich wüsste, wie und warum dieses Wesen entstanden ist.»

**Ben Moore:** Da draussen – Leben auf unserem Planeten und anderswo. Kein & Aber. 352 S., Fr. 29.90  
Buchvernissage und Plattentaufe: 2. Dezember, 20 Uhr, Kaufleuten Zürich



Besiegen wir den Brustkrebs.

# GEMEINSAM SIND WIR STARK.



Hören Sie sich unsere Geschichten an. Teilen Sie Ihre mit uns. [BCAcampaign.com](http://BCAcampaign.com) #BCAstrength



THE ESTÉE LAUDER COMPANIES  
**BEWUSSTSEIN  
FÜR BRUSTKREBS  
KAMPAGNE**

Zur Unterstützung der Aufklärungsarbeit und  
der medizinischen Forschung. [BCAcampaign.com](http://BCAcampaign.com)  
#BCAstrength

# «Generation von Weicheiern»

Jan Delay ist einer der erfolgreichsten deutschen Musiker. Der Hamburger blickt zurück auf seine Kindheit in einem besetzten Haus und spricht über sein neues Leben als Vater. «Heute denke ich: Ein bisschen Patriarchat ist vielleicht gar nicht so schlimm», sagt der Popstar. *Von Sven Michaelsen*

**Herr Delay, Sie sind im feinen Hamburger Stadtteil Eppendorf in einem hochherrschaftlichen Jugendstilgebäude aufgewachsen, das von linksalternativen Studenten besetzt wurde, um den Abriss zu verhindern. Wie haben Sie diese Jahre in Erinnerung?**

Das fünfgeschossige Haus wurde von den Besetzern in ein alternatives Wohnprojekt mit Selbstverwaltung umgewandelt. Die Eigentümer haben immer wieder versucht, uns da rauszukriegen, aber wir haben 400 Prozesse gewonnen. Die ersten Jahre haben wir in einer WG im ersten Stock gelebt. Meine Eltern waren dann die Ersten, die den Antrag stellten, eine eigene Wohnung haben zu dürfen. Geld und eine bürgerliche Karriere waren meinen Eltern scheinbar egal. Ehrgeizig waren sie nur, wenn es um ihre Kunst ging. Mein Vater war Musiker und Filmemacher, meine Mutter Fotokünstlerin.

**Sie haben zwanzig Jahre in dem besetzten Haus gelebt. Wie hat Sie diese Zeit geprägt?**

Ich habe eine Aversion gegen Birkenstock-Sandalen entwickelt, die bis heute anhält. Ansonsten bin ich froh, dass ich da gross geworden bin, denn es hat das aus mir gemacht, was ich heute bin. Krass war es nur in der Grundschule mit den ganzen verwöhnten Arzt-, Anwalts- und Erbensöhnen. Ich habe von meinen Eltern keinen Pfennig Geld bekommen und zu Hause immer gefragt: «Warum haben wir keine Vorhänge und keine Teppiche?» Wenn ich von meinen Grosseltern wiederkam, wollte ich wissen, warum sich Papa nicht mal einen Anzug anzieht. Meine Mutter zeigte mir dann einen Vogel und meinte: «Ey, willst du mich verarschen? Weil wir nicht so sind wie die anderen.» Ich war genau wie dieses Kind aus der Bausparkassenwerbung, das sagt: «Wenn ich gross bin, will ich auch mal Spiesser werden.»

**Haben Sie je den Aufstand gegen Ihre Eltern geprobt?**

Meine rebellische Phase hatte ich mit elf Jahren. Da habe ich meiner Mutter den Satz ins Gesicht geschleudert: «Ich will Börsenmakler werden!» Heute empfinde ich es als toll, quasi ohne Geld aufgewachsen zu sein. So wurde ich darauf gepolt, mich durchzusetzen. Schon in meinem Zeugnis in der ersten Klasse stand, ich sei «sehr ehrgeizig». Ich hatte gerade erst lesen gelernt und lief

weinend zu meiner Mama. Als ich wieder sprechen konnte, schluchzte ich: «In meinem Zeugnis steht, ich bin geizig!»

**Was hätten Sie gern an Ihren Eltern geändert?**

Wenn ich aus der Schule kam, wurde sehr darauf gepocht, dass wir zusammen essen, und am Wochenende war Familienprogramm mit Ausflügen und Spaziergehen angesagt. Das nervte mich, weil ich lieber mit meinen *homies* abgehängt hätte als irgendeinen Scheissfamilienausflug zu machen. So antiautoritär waren meine Eltern gar nicht. Ich habe schon eine sehr amtliche Erziehung genossen.

**Welche Erziehungsmassnahme Ihrer Eltern haben Sie partout nicht verstanden?**

Den Klavierunterricht. Mein Vater sagte: «Mann, ich hätte mir so gewünscht, dass mein Vater mich dazu gezwungen hätte. Du müsstest mir danken, dass ich dich dazu zwingen.» Ich werde bei meiner Tochter genau das Gleiche sagen und bei ihr auf genauso taube Ohren stossen. Du lernst etwas nur, wenn du es wirklich willst, und nicht, weil

**«Zu viel Nähe nimmt der Liebe das Geheimnis, das sie spannend macht.»**

jemand dir sagt, dass du ihm später mal dafür dankbar sein wirst. Das ist leider so.

**Was war als Fünfzehnjähriger Ihr Minderwertigkeitskomplex?**

Dass ich nicht so gross und stark war wie andere. Ich war ein Spätentwickler und sah aus wie ein Hänfling. Während andere meines Alters schon Mannsbilder waren, war ich noch weit entfernt von jeglichem Bartwuchs. Ich habe jedes einzelne Haar, das ein bisschen dicker war, echt gepflegt.

**Ihre Eltern hörten Frank Zappa, Talking Heads und Miles Davis. Wann haben Sie sich von deren Musikgeschmack emanzipiert?**

Gegen Ende der Grundschule. Ich fing an, Hitparadenzeug zu hören, und meine Madonna- und Prince-Phase begann. Bei «Ronny's Pop Show» im Fernsehen sah ich Prince das erste Mal «Kiss» singen. Das haute mich um. Als meine Mutter von einer Ausstellung ihrer Fotos in New York zurückkam, sagte sie: «Janny, ich habe in New York eine Musik gehört, die dir gefallen wird. Sie heisst Rap. Das ist genau dein Ding.» So ging's bei

mir mit Muskmachen, Sprayen und Breakdance los. Mit dreizehn Jahren habe ich dann ein Hip-Hop-Fanzine gegründet. Das Tolle an dieser Musik war, dass sie dich ansportelte, kreativ zu sein und selber etwas auf die Beine zu stellen.

**Sie haben eine Keimphobie. Wie ist die entstanden?**

Platin Martin von den Absoluten Beginners hat mich damit auf einer Tour angefixt. Der Arsch! In dem Film «Inception» sagt jemand den tollen Satz: «Der gefährlichste Virus ist der Gedanke – wenn er einmal übergesprungen ist, hält ihn keiner mehr auf.» Genauso ist das mit mir und den Keimen. Wenn man einmal weiss, was auf der Türklinke lauert und wie oft du dir ins Gesicht fasst, kriegst du das nicht mehr los. Je älter man wird, desto schlimmer wird es. Besonders widerlich sind Türklinken in öffentlichen Toiletten, an denen man ziehen muss, statt sie mit dem Ellenbogen runterzudrücken. Willkommen in meiner Gedankenwelt!

**Popstars sind in der Regel Totalegozentriker. Verträgt sich das mit Vaterschaft?**

Vor zehn Jahren habe ich gesagt, man kann entweder ein guter Entertainer sein oder ein guter Vater. Ich wollte mein Kind nicht in einem Patriarchat grossziehen, wo der Vater arbeiten geht und zahlt und die Mutter sich daheim um alles kümmert. Heute denke ich: «Ein bisschen Patriarchat ist vielleicht gar nicht so schlimm, denn eine Frau, die gerade Mutter geworden ist, identifiziert sich mit ihrem Kind noch viel mehr als ich. Das liegt in der Natur der Sache, denn sie hat ganz andere Instinkte als ich. Deshalb kann ich zu Hause guten Gewissens sagen, dass ich auf Tour gehe. Das macht mich nicht zu einem Macho-Arsch.»

**Charlotte Roche sagt: «Ich könnte kotzen, wenn ich Artikel von Journalisten lese, die trotz Kindern versuchen, sich immer noch an ihrer Coolness festzuklammern. Ich gehe zum Beispiel nicht mehr feiern, weil ich finde, dass eine gute Mutter nicht mehr in Klubs rumhängt und mit Leuten die ganze Nacht durchmacht. Das hat man in seiner Jugend gemacht, und die ist mit einem Kind abgeschlossen. Style und Kind geht auch nicht. Es gibt keinen Style mit Kindern, denn die hören Schlumpfen-Techno.» Bedeutet Elternschaft das Ende jeder Coolness?**

Ich kenne Charlotte und mag sie sehr gern, aber über diese Sätze müssten wir uns mal



«Die hatten das Playmobil-Piratenboot dreimal»: Sänger Delay.

## Jan Delay

Mit bürgerlichem Namen heisst er Jan Phillip Eissfeldt und wuchs im feinen Hamburger Stadtteil Eppendorf in einer linksalternativen Kommune auf, die ein feudales Mietshaus besetzt hatte.

In den Neunzigern gehörte der Musikersohn zur Rap-Formation Absolute Beginner. Als Jan Delay startete er eine Solokarriere und wurde 2006 mit dem Funk-Album «Mercedes Dance» zum Mainstream-Star. Kurz darauf verhalf er seinem Freund Udo Lindenberg zu einem Comeback. Sein aktuelles Album «Hammer & Michel» stieg von null auf eins in den Charts ein. Zurzeit leiht er seine Stimme der Biene Willi im Kinofilm «Die Biene Maja».

Der 38-Jährige ist unverheiratet und lebt seit Juni mit seiner Freundin und der gemeinsamen Tochter zusammen. (red)



«Spagat zwischen Kindern und Coolness»: Delay.

länger unterhalten. Ein Sechzigjähriger, der sich eine Basecap aufsetzt und versucht, mit seinen Kindern in einen Klub reinzukommen, kann genauso peinlich sein wie ein 35-Jähriger, der nach Babykotze riecht und auf Krampf irgendwie doch noch seinen Weg ins «Kater Holzig» finden will, um Ecstasy oder Ketamin einzuwerfen. Es gibt aber sehr wohl Leute, die den Spagat zwischen Kindern und Coolness gut hinkriegen.

**Ihre Tochter ist am 1. Februar zur Welt gekommen. Ist Ihre Freundin schon wieder in Feierlaune?**

Sie hätte zurzeit überhaupt keinen Bock, auf eine Party zu gehen, weil sie die Geburt krass mitgenommen hat. Das war, als wenn

**«Mein Business war dann, Zeitungen und Blumen auszutragen.»**

ein Auto durch dich durchfährt. Aber wenn sie damit durch ist und Bock zu feiern hat – warum sollte sie das nicht tun? Und wieso kann man seinen Kindern nicht geile Musik vorspielen statt Schlumpfen-Techno? Das hat bei mir auch gut funktioniert, und ich werde nicht müde, meiner Tochter Mucke vorzuspielen, die ich gerne höre.

**Sie gelten als Styler. Sieht man Sie mit Tragetuch und Manduca?**

Ja, denn ich finde beides völlig okay. Früher habe ich über die Prenzlauer-Berg- und Ottensen-Eltern mit ihren riesigen Babywagen geflucht, jetzt bin ich selber einer von ihnen. Muss ich halt durch. Ich finde es okay, wenn meine Tochter mein Leben um-

krepelt, aber ich will nicht, dass sie meine Person umkrepelt. Das lasse ich nicht mit mir machen. Ich bleibe ich. Ich gebe alle Liebe, die ich habe, aber ich werde jetzt nicht zu so einem Papa-Papa.

**Käseschmiere, Spritzstuhl, Rübi, Pekip: Sagen Ihnen diese Begriffe etwas?**

Ja. Ich werde niemals zu so einem Pekip-Kurs gehen, aber wahrscheinlich mache ich unwissend die ganze Zeit Pekip, weil ich dauernd mit meiner Tochter tanze und singe und sie streichle, und ich denke mal, viel anders wird Pekip auch nicht sein. Dass ich mit zum Geburtsvorbereitungskurs gegangen bin, war rückblickend ein Segen, weil unsere Tochter am Ende mit der Saugglocke kam. Mir hätte das Herz stillgestanden, wenn ich so ein Teil nicht vorher schon einmal gesehen hätte. Das Ding sieht aus wie ein überdimensionaler, verrosteter Badewannenstöpsel von 1950 an so einer verrosteten Baumarkt-Eisenkette. Das schieben die dann da rein und ziehen. Hätte man mir das Ding nicht schon vorher gezeigt, hätte ich wahrscheinlich alle anwesenden Ärzte verprügelt.

**Als Marlon, der 1969 geborene Sohn des Rolling-Stones-Gitarristen Keith Richards, sein erstes Wort sprach, sagte er «Room Service».**



**Kann aus dem Jungen etwas geworden sein?**

Und ob! Das ist ein richtig toller Typ geworden. Ich habe die nicht wirklich unterhaltsame Autobiografie von Keith Richards gelesen. Da erfährt man, dass Marlon im Alter von acht bis elf immer mit seinem Vater auf Tour gefahren ist und dessen Management übernommen hat. Wer etwas von Keith wollte, musste zu ihm kommen, weil der Vater meist auf Heroin pennte. Marlon hat dann die Dinge geregelt. Das hat ihn selbstbewusst gemacht und verhindert, dass aus ihm ein abgehobenes Arschloch geworden ist. Meine Mutter war kein verdrohter Rockstar, aber sie hat mich auch zu dieser krassen Selbstständigkeit erzogen.

**Charlie Chaplin sagte über die Weihnachtsfeste seiner Kindheit: «Ich bekam als Kind nur eine Orange – in guten Jahren.» Wie begeben Sie bei der Erziehung Ihrer Tochter dem Mangel an Mangel?**

Ich habe viel zu oft gesehen, was es mit Menschen veranstaltet, wenn sie alles bekommen, was sie wollen. Das geht immer nach hinten los. In Eppendorf gab es viele Jungs, deren Zimmer du mit dem Gefühl betreten hast: Alter, was ist denn das hier! Die hatten das Playmobil-Piratenboot dreimal. Heute geht es denen allen nicht gut. Sie haben Mist gebaut oder Alkoholprobleme. Fast alle hatten Eltern mit viel Geld und einem schlechten Gewissen. Diese Kombi ist so gefährlich wie ein Speedball. Auch wenn mich meine Tochter hasst, wenn ich nein sage, in zwanzig Jahren wird sie es mir danken. So war es mit mir und meiner Mutter auch. Das hat meinen Ehrgeiz getriggert und dafür gesorgt, dass ich mir mit acht, neun Jahren ständig den Kopf darüber zermertert habe, wie ich viel Geld verdienen kann, um mir einen Basketball oder eine Udo-Platte zu kaufen. Mein Business war dann, Zeitungen und Blumen auszutragen.

**In den ersten Monaten nach der Geburt Ihrer Tochter sind Sie zwischen Hamburg und Berlin gependelt. Helfen getrennte Wohnungen gegen das gemeinsame Einschrumpeln von Paaren?**

Das unterschreibe ich voll. Zu viel Nähe nimmt der Liebe das Geheimnis, das sie spannend macht. Wir schrumpeln halt nicht ein, weil ich viel unterwegs bin. Dadurch bleibt alles schön mobil. Meine Freundin kann zu ihren Eltern nach Berlin fahren oder zu meinen Eltern aufs Land. Erst wenn Kita und Schule losgehen, ist es richtig festgeschraubt. In fünf Jahren ist Schluss mit lustig.

**Schliessen sich romantische Liebe und Kinderhaben aus?**

Ich kann nur von den ersten Monaten sprechen, und da lautet die Antwort: definitiv ja. Ein Baby ist ein 24-Stunden-Job ohne Break, da ist für romantische Liebe kein Platz. Das ist auch vollkommen egal, weil es im Moment noch nur um diesen kleinen Menschen geht.

Ihn kann man romantisch lieben, und man kann sich selber romantisch lieben. Aber romantische Liebe als Paar? Nein.

**Ernest Hemingway schrieb 1925 an seinen Schriftstellerfreund F. Scott Fitzgerald: «Für mich wäre der Himmel zwei Häuser in der Stadt; eines, wo ich meine Frau und Kinder hätte und monogam lebte und sie sehr aufrichtig lieben würde, und ein anderes, wo ich auf neun verschiedenen Etagen meine neun schönen Mätressen halten würde.»**

Ich glaube nicht, dass man in dem einen Haus jemanden aufrichtig lieben kann, wenn man in dem anderen Haus neun Mätressen hat. Für Väter ist es aber schon geil, wenn sie einen Ort haben, wo sie sein können, wie sie vorher waren, wo sie kiffen und saufen können und nicht aufpassen müssen, etwas Gefährliches rumliegen zu lassen. Auf einmal wird einem klar, was dem deutschen Papa früher der Hobbykeller

Baby-Yoga, glutenfreies Essen und laktosefreien Nachtisch. Mir sind Leute zuwider, die im Porsche Cayenne vorm Bio-Supermarkt vorfahren, um sich Äpfel aus Chile zu kaufen. Diese Bio-Eltern, die sagen: «Der Lukas-Ephraim darf keinen Weizen essen», züchten eine Generation von Weicheiern heran, die

---

**«Ich konnte Jan Delay sein wie immer und habe keine Sekunde an meine Tochter gedacht.»**

---

nichts gebacken kriegen. Meine Tochter soll Weizen essen dürfen. Ich wünsche ihr keine aseptische, problemfreie Kindheit ohne aufgeschlagene Knie.

**Waren Sie ein Kindergartenkind?**

Ich war in einem linken Öko-Kinderladen, wo mit der Kacke an die Wand geschmiert wurde. In meiner Kindheit gab es in Eppendorf kaum Ausländer oder Sozialhilfe-

das Schrecklichste! Wenn ich mal aus dem Kinderding raus bin, will ich nicht schon wieder über Kinder reden müssen. Das Schlimmste ist, in dieses Ding zu verfallen, dass man nur noch mit Pärchen chillt, die auch Kinder haben, und dann Windeln tauscht und über Problemchen mit dem Bäumchen redet. Das ist doch scheisse. Man muss seine Freizeit mit Leuten verbringen, die keine Kinder haben, damit man Input kriegt und über Dinge redet, über die man sonst nicht mehr redet. Ich glaube, dass viele Eltern unglücklich werden, weil sie sich in diesen Kindersog reinreissen lassen. Kinder sollen kindisch sein, nicht wir Erwachsenen.

**Tritt mit der Geburt eines Kindes die Sorge ins Leben, und das Glück bekommt einen schwarzen Rahmen?**

Es war meine grösste Angst, dass das so ist, und es ist meine grösste Freude, dass es nicht so gekommen ist. Ich habe meine Tochter zwei Monate nach ihrer Geburt zum ersten

KSP

**Helsana**

Die Krankenversicherung der Schweiz.

# Der Weg zu uns lohnt sich. Auch weil wir in Ihrer Nähe sind.

**Wir sind für Sie da.**

Wir sind auch die Krankenversicherung der Schweiz, weil wir jederzeit mit Rat, Tat und Übersicht für Sie da sind. Vorausschauend, unkompliziert und mit Verständnis für Ihre persönliche Situation. Sie erreichen uns telefonisch, online und auch in Ihrer Nähe. 0844 80 81 82 oder [www.helsana.ch/service-info](http://www.helsana.ch/service-info)

bedeutet hat. Oder nehmen Sie den Herrenklub im Grossbritannien des 19. Jahrhunderts. Das war ein Fluchtpunkt, in den man sich vor diesem Familiending zurückziehen konnte. Es ist toll, so einen Ort zu haben. Ich habe ein Studio.

**Sie sagten kürzlich: «Obwohl ich ein linker Öko bin, stecke ich meine Tochter lieber in die siffigste Kita statt in so eine bescheuerte Bildungsbürger-Besserverdiener-Öko-Tagesstätte.» Erklären Sie uns, warum.**

Ich möchte von der Kita-Leitung nicht mit spitzer Stimme gefragt werden, wie ich denn meine Elternrolle sehe und wie ich mich einbringen will für die Kinder. Wenn ich das höre, kriege ich die Krise und denke, dass ich meine Tochter lieber in einer zweisprachigen türkischen Kita in Ottensen oder am Osdorfer Born sehen würde, ohne

empfänger, aber ich habe es irgendwie immer geschafft, die zwei Türken und die drei Sozialhilfeempfänger zu finden, und das wurden dann meine besten Freunde. Ich will, dass meine Tochter auch solche Menschen kennenlernt. Wenn ich in teuren Hotels übernachtete, erlebe ich Fünfjährige, die ihre Mutter fragen: «Wann wird denn unser Gepäck abgeholt?» Dann denke ich: «Alter, trag deinen Koffer alleine!» Mir hat der Siff und das Abgefuckte sehr viel gebracht, und diese Erfahrungen will ich meiner Tochter vermitteln. Sie soll sehen, wie es laufen kann, wenn man ohne Privilegien aufwächst.

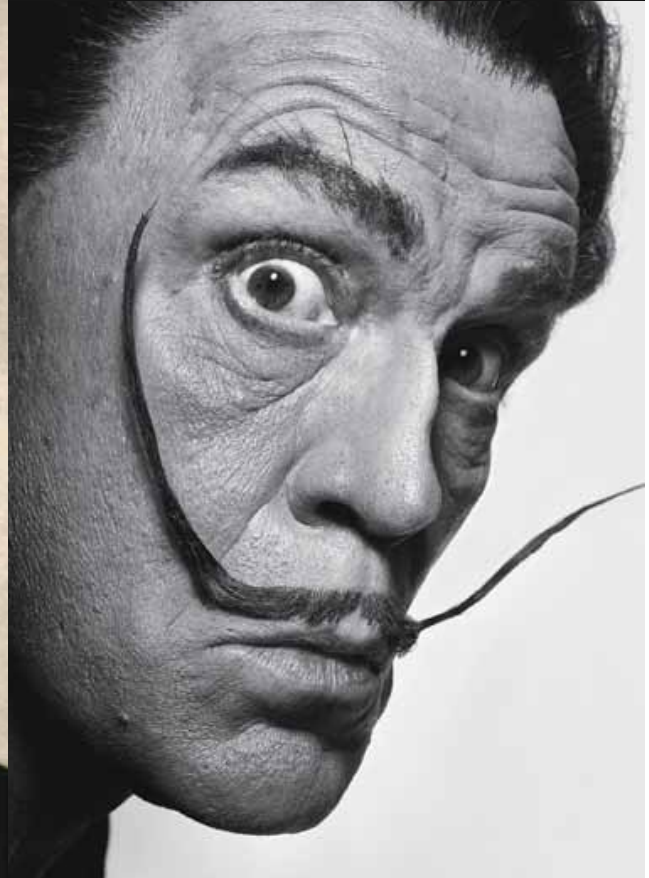
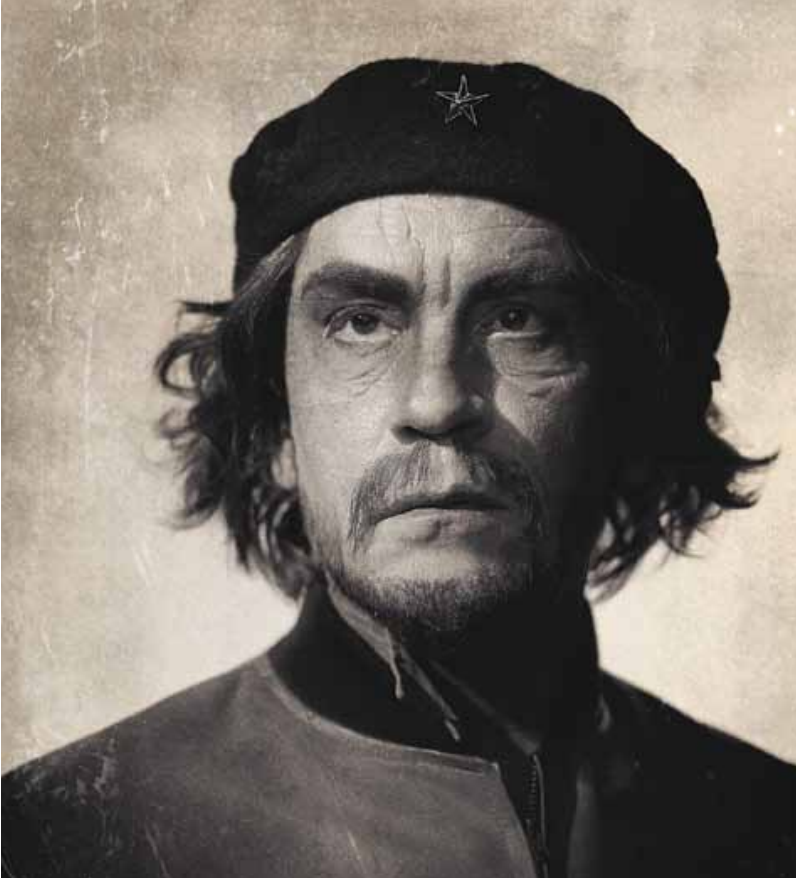
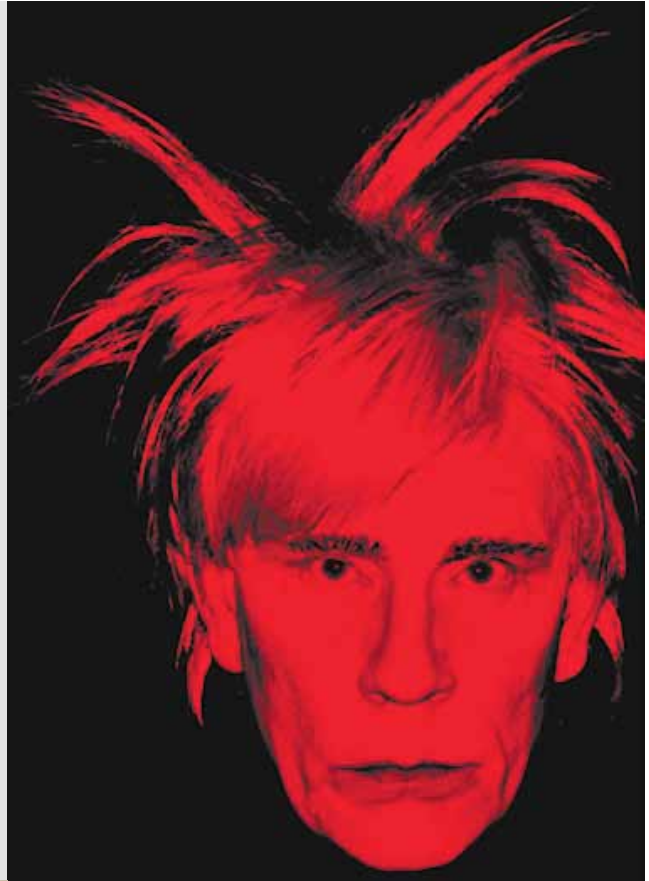
**Können Sie, seitdem Sie ein Kind haben, die Meinungen von Kinderlosen ernst nehmen?**

Ja, und ich will mich nur mit Leuten unterhalten, die keine Kinder haben und die vor allem nicht über Kinder reden – das ist nämlich

Mal verlassen, um als Jan Delay aufzutreten. Meine Panik war: Was ist, wenn ich auf einmal nicht mehr Jan Delay bin? Was, wenn ich nur noch daran denke, ob beim Zwerg zu Hause auch alles gut ist? Nichts! Ich konnte Jan Delay sein wie immer und habe keine Sekunde an meine Tochter gedacht. Das Thema war mir zwei Stunden lang scheissegal – und das ist das Beste.

**Beim Sterben schreien Männer nach ihren Müttern. Ist es in Zeiten zunehmend präsenter Väter vorstellbar, dass eines Tages ein sterbender Mann «Papi!» schreien wird?**

Luke Skywalker vielleicht. Ansonsten sind Jungs Mama-Kinder und Töchter Papa-Kinder. Natürlich strahlt meine Tochter auch, wenn meine Freundin in den Raum kommt. Aber ich versuche mir einzubilden, dass sie mich noch viel mehr anstrahlt. ○



*Anverwandlung ist das Wort:* Hollywood-Schauspieler John Malkovich in klassischer Tarnung.



## Gans schön mysteriös

Von Daniele Muscicono

**W**ollen Sie diesen Menschen begegnen? Sie wollen nicht, nicht? Dem älteren Herrn in Anzug und Fliege, der uns eine schlappe, gepufte Gans präsentiert. Dem anderen mit der schlechtsitzenden Perücke, oder dem dritten mit dem diabolischen Grinsen vom linken Ohr zum rechten. Oder jenem dort, der versonnen auf ein fernes Schlachtfeld blickt. Dem Wahnsinnigen mit dem narzisstisch gezwirbelten Schnauzer. Dem Milchbuben, der auf Blümchensex hofft. Wer sie kennt, erhält *twelve points*.\*

Wollen Sie diesem Menschen begegnen? Dem siebten im Bunde, der hier seine sechs Stellvertreter – neudeutsch: Avatare – vorstellt? Sie wollen, auf alle Fälle wollen Sie: Es ist der Schauspieler John Malkovich, der Exzellenz-Exzentriker Hollywoods, diese Type, die alles unternimmt, um aus seiner Person ein Rätsel zu machen. John Malkovich kann sie alle, er ist eine professionell multiple Persönlichkeit, der ultimative Transformer. So sehr steht er in diesem Ruf, dass der Regisseur Spike Jonze dazu eine Komödie drehte: «Being John Malkovich» – eine etwas andere Reise in den Kopf von John Malkovich.

Und worum geht es hier? Nun, was glauben Sie? Oftmals sind ja die Fragen interessanter als die Antworten. So ist es auch in diesem Fall. Man könnte sich vorstellen, dass dies hier Casting-Bilder sind, die Malkovich zeit seines Lebens für seine Filme, Rollen gemacht hat. Vieles könnte man sich vorstellen.

In Wahrheit ist der Darsteller für die Kamera des mit ihm befreundeten Fotografen Sandro Miller in die Posen, Positionen, Posituren anderer Persönlichkeiten geschlüpft. Er hat sich in deren Kopf eingenistet, das heisst in den existierenden Inszenierungen anderer Fotografen, in Star-Porträts, die Geschrieben.

Miller hat diese Bilder seinen Vorbildern, wie er sagt, haarklein nachinszeniert, in aufwendiger Rechercharbeit, und Malkovich, der Spezialist der Tarnung und Täuschung, hat jede Geste nachgestellt. Um Realität und Identität geht es hier; um die Möglichkeit, ein ganz anderer zu sein, wenn es die Umstände verlangen. Oder zumindest, als ganz anderer aufzutreten, Anverwandlung ist das Stichwort. Denn der Schein ist ja allen Seins Anfang: Das ist die Pointe zum Schluss. Schluss.

\* Auflösung: (v. l. n. r.) Albert Watson: «Alfred Hitchcock with Goose» (1973); Andy Warhol: «Self-Portrait (Fright Wig)» (1986); Herb Ritts: Jack Nicholson (1988); Alberto Korda: Che Guevara (1960); Philippe Halsman: Salvador Dalí (1954); Pierre et Gilles: Jean Paul Gaultier (1990).

Catherine Edelman Gallery, Chicago: «Sandro Miller: Malkovich, Malkovich, Malkovich – Homage to Photographic Masters», ab 7. November.



## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Paulo Coelho**: Untreue (*Diogenes*)
- 2 (2) **Nele Neuhaus**: Die Lebenden und die Toten (*Ullstein*)
- 3 (5) **Lori Nelson Spielman**: Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 4 (4) **Ken Follett**: Kinder der Freiheit (*Bastei Lübbe*)
- 5 (3) **Michael Hjorth, Hans Rosenfeldt**: Das Mädchen, das verstummte (*Wunderlich*)
- 6 (7) **Bernhard Schlink**: Die Frau auf der Treppe (*Diogenes*)
- 7 (–) **P.C. Cast, Kristin Cast**: Erlöst (*Fischer*)
- 8 (6) **Guillaume Musso**: Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 9 (–) **Susanna Schwager**: Freudenfrau (*Wörterseh*)
- 10 (–) **Jhumpa Lahiri**: Das Tiefland (*Rowohlt*)

### Sachbücher

- 1 (–) **Pascal Voggenhuber**: Zünde dein inneres Licht an (*Giger*)
- 2 (1) **Giulia Enders**: Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 3 (2) **Hape Kerkeling**: Der Junge muss an die frische Luft (*Piper*)
- 4 (3) **Guinness World Records 2015** (*Hoffmann und Campe*)
- 5 (7) **Wilhelm Schmid**: Gelassenheit (*Insel*)
- 6 (–) **Christiane Stenger**: Lassen Sie Ihr Hirn nicht unbeaufsichtigt (*Campus*)
- 7 (4) **Thomas Piketty**: Das Kapital im 21. Jahrhundert (*C.H. Beck*)
- 8 (9) **Hans Küng**: Glücklich sterben (*Piper*)
- 9 (5) **Niklaus Flütsch**: Geboren als Frau – Glücklich als Mann (*Wörterseh*)
- 10 (–) **Yotam Ottolenghi**: Vegetarische Köstlichkeiten (*Dorling Kindersley*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Geisteswissenschaften

Viele Germanisten, Ethnologen und Soziologen unterstehen dem Drang, sich ständig für ihr Fach rechtfertigen zu müssen. Wagt jemand einzuwenden, die Geistes- und Sozialwissenschaften seien vergleichsweise einfache Studienfächer, reagieren sie allergisch. Aber ist dies so falsch? Eine grossangelegte Studie aus Deutschland schafft nun Klarheit. Eruiert wurde unter anderem der durchschnittliche wöchentliche Studienaufwand in den einzelnen Fächern. Am aufwendigsten sind die medizinischen Fächer, sie erfordern zwischen 39 bis 45 Stunden pro Woche. Am anderen Ende der Rangliste finden sich die Sozial- und Geisteswissenschaften mit 22 bis 29 Stunden. Einmal mehr bestätigt sich die alte Weisheit – dass alle Klischees falsch sind, ist auch eines. (rb)

## Humor

### Satirische Gegengeschäfte

Der Kabarettist Dieter Nuhr steht wegen islamkritischer Pointen unter Beschuss. Darf man nur Witze auf Kosten von sich selber machen? Von Peter Keller

Sind es jetzt Feigen oder Jungfrauen? Koran-Gelehrte sind sich uneinig, welche Übersetzung stimmt – mit nicht ganz unwesentlichen Folgen, wie der deutsche Kabarettist Dieter Nuhr in seinem jüngsten Programm aufzeigt. Schliesslich geht es um die Belohnung von Märtyrern. Stimmt die Feigen-Übersetzung, hat man ein Problem: «Da sprengst du dich in die Luft, und dann gibt es im Himmel nur einen Fruchtkorb.»

Als einer von ganz wenigen Comedians im deutschsprachigen Raum macht sich Nuhr regelmässig über den Islam lustig. «Wenn man nicht wüsste, dass der Koran Gottes Wort ist, könnte man meinen, ein Mann habe ihn geschrieben.» Ein hinterhältiger Satz – ist er deswegen auch «islamophob» oder eine «Beschimpfung von Bekenntnissen und Religionsgesellschaften», wie Nuhr jetzt in einer Anzeige vorgeworfen wird?

Vor zwei Wochen gastierte der Angeklagte in Osnabrück. Vor seinem Auftritt demonstrierten rund dreissig Personen, organisiert hatte die Veranstaltung Erhat Toka, Besitzer einer lokalen Kampfsportschule. Er sehe es als seine Pflicht an, liess er die Anwesenden durch sein Megafon wissen, sich als gläubiger Muslim gegen die Difamierung des Islam durch Nuhr zur Wehr zu setzen. «Das ist meine Form des Dschihad.» Von Toka stammt auch die laufende Anzeige.

#### «Lacht nicht über alles»

Darf man das? Darf man sich über Minderheiten und Religionen lustig machen? Wo endet die Satire, und wo beginnt die strafrechtlich relevante Zone der Diskriminierung? Machen wir eine kleine Probe aufs Exempel: Wissen Sie, was ein jüdisches Dilemma ist? Schweinefleisch zum halben Preis. Abgesehen davon, ob der Witz verstanden wird – man muss immerhin rudimentäre Kenntnisse über jüdische Speisevorschriften haben –, geht die Pointe zweifellos auf Kosten einer religiösen Minderheit, und sie spielt mit antisemitischen Klischees (Geiz und Geldgier). Ein Fall also für den Richter?

Auch der *Tages-Anzeiger* kommentiert die Nuhr-Anzeige und zitiert dafür noch andere Programmausschnitte. Die Scharia sei eines seiner Lieblingsthemen: «Hand ab hat ja was für sich. Zumindest bei Diebstahl. Gut, beim dritten Diebstahl wird es schwierig.» Der Kommentator hält dem deutschen Kabarettisten zugute, dass er sich auch andere Religionen, speziell die katholische Kirche, vornehme. «Man könnte also argumentieren, dass wir selbst über unsere



«Nur einen Fruchtkorb»: Komiker Nuhr.

eigenen christlichen Wertegemeinschaften die übelsten Gags machen – und dass deshalb auch Witze über andere Glaubensrichtungen und Religionsgemeinschaften möglich sein müssten.»

Der Konjunktiv tönt es an: Es gibt offenbar kein Gegengeschäft bei der Satire, und der *Tages-Anzeiger* erklärt auch, warum: Witze über die Kirche gingen schliesslich auf Kosten «von Institutionen unseres eigenen Sozietops». Böse Pointen sind also nur im eigenen Kreis erlaubt. Schwule dürfen Schwulenwitze erzählen, Juden Judenwitze, und nur ein *Tagi*-Mitarbeiter darf sich über einen anderen *Tagi*-Mitarbeiter lustig machen. Humor als abgestecktes Schrebergarten-Revier.

Bei richtig scharfer Satire, klärt uns der Kommentator weiter auf, handle es sich um eine «Entladung von ästhetisch sozialisierter Aggression». Manchmal ist es schon kabarettreife, wenn ein Intellektueller versucht, über Satire zu schreiben. Ankläger Erhat Toka empfing die Besucher des Kabarettabends mit den Worten: «Seid wachsam, wenn ihr da jetzt reingeht, lacht nicht über alles.» Besser so. Es könnte ja sein, dass sich über Nuhr und sein Publikum eine ästhetisch nicht ganz so sozialisierte Aggression entlädt. Oder anders gesagt: Dass ihnen der türkischstämmige Besitzer einer Kampfsportschule im Anschluss eins über die Rübe zieht. ○

## Liebe mit dem Nagelscherchen

Bis kurz vor seinem Selbstmord schrieb Bestsellerautor Wolfgang Herrndorf an einem Roman. Er ist hervorragend. Von Hans-Peter Kunisch

**T**schick» war der grösste Überraschungserfolg der jüngeren deutschsprachigen Literatur der letzten Jahre. Zwei Millionen Mal wurde der Roman von Wolfgang Herrndorf verkauft, der zwei vierzehnjährige Ausreisser auf ihrer Fahrt durch die sommerliche deutsche Provinz verfolgt. Mit ihrem geklauten hellblauen Lada wurden Tschick und Maik zu Publikumslieblingen auf den internationalen Spuren von J. D. Salinger, Mark Twain und Ulrich Plenzdorf. Jugendsprache, aber auf die Höhe der Zeit gebracht und so, dass auch Erwachsene sie lesen konnten.

Als der 45-jährige Herrndorf 2010 an «Tschick» schrieb, erfuhr er, dass er an einem unheilbaren Hirntumor litt. Der lässige Bohémien, der Malerei studiert hatte, wusste plötzlich: Ihm bleibt nicht mehr viel Zeit. Ein zielbewusstes, hochproduktives Leben begann. Drei Bücher beendete er, bevor er sich am 26. August 2013 am Berliner Hohenzollernkanal gegen 23.15 Uhr im Beisein von Freunden mit einem Schuss in den Mund tötete. Die Freunde schrieben: «Herrndorfs Persönlichkeit hatte sich durch die Krankheit nicht verändert, aber seine Koordination und seine räumliche Orientierung waren gegen Ende beeinträchtigt. Es dürfte einer der letzten Tage gewesen sein, an denen er noch zu der Tat imstande war.»

### Irrlichternde Müllmädchen

Jetzt ist das Manuskript erschienen, an dem Herrndorf bis kurz vor seinem Tod schrieb: «Bilder deiner grossen Liebe. Ein unvollendeter Roman». Ein eigenständiges Buch – mit Anschluss an «Tschick». Es verfolgt das Schicksal von Isa, dem Mädchen mit den schmutzigen Beinen, das in «Tschick» auf einer Müllkippe wohnt. Es beginnt damit, dass Isa aus ihrem Heim flieht: Ein Lastwagen fährt durchs Eisentor, Isa duckt sich, huscht nebenher: «Draussen ist dann alles gleich viel besser.»

Und tatsächlich ist auch das neue Buch noch ein bisschen besser als «Tschick». Der Stil ist anders. Isa ist rauer als Maik und Tschick, denkt gerader. Herrndorf umarmt den Leser seltener. Es geht nicht mehr darum, zu sagen: «He, das sind doch sympathische Jungs!» Isa ist aber auch komplexer: rotzfroh, verrückt, doch in leisen Momenten wirkt das irrlichternde Müllmädchen wie eine Traumfigur der Romantik. Büchners «Leonce und Lena» und Walsers «Jakob von Gunten» klingen an. Dass die überbordende Begeisterung des deutschen Feuilletons gleich auch noch «Kafka!» und



«Ich trete in Pfützen»: Autor Herrndorf.

«Goethe!» rief, erklärt sich wohl eher durch die Stilisierung von Herrndorf als Leidensmann.

Dabei ist Isa, die wohlstandsverwahrloste Tochter eines Physikers, der viel im Ausland zu tun hat, ein normales wildes Mädchen, das früh mit Ladendiebstählen begann (Toaster, Handys, BH), mit dreizehn aufhörte und jetzt, mit vierzehn, abhaut. Sie geht in der Nacht und schreibt Tagebuch: «Ich laufe barfuss durch den Nebel, trete in Pfützen und trinke das brackige Wasser. Schwankend erreiche ich am zweiten Morgen den goldenen Berg. Ich nenne ihn so, weil er rund ist und von einer Haube aus Weizen bedeckt. Von oben sehe ich über das Land und bin müde. In meinem Innern wüten eiserne Zangen.»

Isa hat Hunger, am Fluss begegnet sie einem Schiffer, der sie mitnimmt und ihr erzählt, dass er Bankräuber war. Isa macht sich das Jungfernhütchen selber weg, weil sie «nicht will, dass das ein anderer tut». Mit der Nagelschere. Aber manchmal wünscht sich Isa auch nur, beim Fernsehen zu arbeiten, wie ihre Cousine, die dort eine Quizsendung moderiert.

Wolfgang Herrndorf hat eine neoromantische *road novel* für die Gegenwart geschrieben, die gar keine überspannten Vergleiche braucht.

Wolfgang Herrndorf: Bilder deiner grossen Liebe. Ein unvollendeter Roman. Rowohlt. 144 S., Fr. 25.90

## Gestern war auch einmal heute

Von Peter Rüedi

**D**ie Gegenwart ist ein dimensionsloser Moment. Ein Loch, durch das die Zukunft in die Vergangenheit gerissen wird, wie Friedrich Dürrenmatt einmal sagte. Schlichter formuliert die Folgerung daraus: Es gibt keine Gegenwart ohne Vergangenheit. In letzter Zeit sind die immer schon angestimmten Grabgesänge auf den Jazz mit dem Schlagwort von der «Historisierung» dieser Musik verbunden – als würde die Wertschätzung der Geschichte den Nerv für das Zeitgenössische betäuben! Ich für mein Teil bin jedenfalls dankbar dafür, dass zahlreiche auf Reeditionen spezialisierte Labels mir Musik zugänglich machen, die für mich seinerzeit nicht erreichbar war. «Zeitgenössisch» war sie in diesem Fall auch nur bedingt. Als Harry «Sweets» Edison und Buck Clayton unter der Regie von Norman Granz ihre erste und einzige gemeinsame LP einspielten, war der Swing, zu dessen Heroen die zwei auf der Trompete gehörten, schon eine historische Musik und erlebte gerade ein Revival – wie die Big Band von Count Basie, mit welcher die beiden als *Anchormen* verbunden waren. So heisst denn das erste Head-Arrangement von Edison auch «Memories for the Count», als dritter Bläser ist Basie-Tenorist Jimmy Forrest dabei und an der Gitarre der unvermeidliche, unvergleichlich diskrete Rhythmusgitarrist Freddie Green. Das Ganze ist, nicht nur bezogen auf die eigenen, gemessen am damals vorherrschenden Be- und Hardbop in der Komplexität bescheidenen Massstäbe, nicht weniger grossartige Musik. Ihre Spannung bezieht sie aus dem Kontrast der beiden verwandten, im Detail aber ganz unverwechselbaren grossen Trompetenstimmen. Eine Sprache, zwei unterschiedliche Dialekte: Edison, wie sein Übername sagt, der lyrischere, flächigere (zumal mit dem Dämpfer), biege- und schmiegsamere, Clayton der aggressivere Trompeter, mit seinem typischen Ansatz, der die Töne explodieren und dann ausflattern lässt. Highlight der CD ist allerdings ein Bonustrack mit einem Mitschnitt von Clayton aus Newport 1956 mit Coleman Hawkins und J.J. Johnson. Eine Kult-Nummer des Swing-Revivals.



Harry Edison Swings Buck Clayton (and vice versa). American Jazz Classics 99098

## Top 10

### Knorrs Liste

1	<b>Gone Girl</b> Regie: David Fincher	★★★★★
2	<b>We are the Best</b> Regie: Lukas Moodysson	★★★★☆
3	<b>The Judge</b> Regie: David Dobkin	★★★★☆
4	<b>Calvary</b> Regie: John Michael McDonagh	★★★★☆
5	<b>Monsieur Claude und seine...</b> Regie: Philippe de Chauveron	★★★★☆
6	<b>Wish I Was Here</b> Regie: Zach Braff	★★★★☆
7	<b>The Maze Runner</b> Regie: Wes Ball	★★★★☆
8	<b>The Cut</b> Regie: Fatih Akin	★★★★☆
9	<b>Northmen – A Viking Saga</b> Regie: Claudio Fäh	★★★☆☆
10	<b>Cure – The Life of Another</b> Regie: Andrea Staka	★★★☆☆

### Kinozuschauer

1 (2)	<b>Monsieur Claude und seine Töchter</b>	14 018
Regie: Philippe de Chauveron		
2 (1)	<b>The Maze Runner</b>	13 689
Regie: Wes Ball		
3 (-)	<b>Northmen: A Viking Saga</b>	13 312
Regie: Claudio Fäh		
4 (4)	<b>Gone Girl</b>	9 203
Regie: David Fincher		
5 (5)	<b>The Equalizer</b>	7 943
Regie: Antoine Fuqua		
6 (3)	<b>Teenage Mutant ... (3-D)</b>	7 805
Regie: Jonathan Liebesman		
7 (6)	<b>Annabelle</b>	3 814
Regie: John R. Leonetti		
8 (8)	<b>The Love Punch</b>	3 364
Regie: Joel Hopkins		
9 (10)	<b>Yalom's Cure</b>	3 096
Regie: Sabine Gisiger		
10 (-)	<b>The Boxtrolls</b>	2 765
Regie: A. Stacchi, G. Annable		

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Edge of Tomorrow</b> (Warner)
2 (2)	<b>A Million Ways to Die in ...</b> (Universal)
3 (10)	<b>Das Schicksal ist ein mieser ...</b> (Fox)
4 (4)	<b>Urlaubsreif</b> (Warner)
5 (5)	<b>Maleficent – Die dunkle Fee</b> (Disney)
6 (3)	<b>Need for Speed</b> (Rainbow)
7 (6)	<b>X-Men: Zukunft ist Vergangenheit</b> (Fox)
8 (9)	<b>Tinkerbell und die Piratenfee</b> (Disney)
9 (7)	<b>Godzilla</b> (Warner)
10 (8)	<b>Lone Survivor</b> (Impuls)

Quelle: Media Control



Keine Guten, keine Bösen: «Deux jours, une nuit».

### Kino

## Tanz auf Rasierklingen

Wie wirtschaftsbedingte Sparmassnahmen das Menschliche zerstören, zeigt meisterlich «Deux jours, une nuit».

Von Wolfram Knorr

Lupenreiner lässt sich die Wirtschaftskrise mit ihren Rationalisierungsmassnahmen und beschönigenden «Synergien» nicht darstellen: Sandra (Marion Cotillard), Angestellte einer kleinen Solartechfirma, soll nach längerer Krankheit, entlassen werden. Die Leitung hatte während ihrer Abwesenheit erkannt, dass die restlichen sechzehn den Betrieb auch ohne sie genauso effektiv schmeissen können. Sollte die Belegschaft ihrer Entlassung zustimmen, erhält jeder tausend Euro als einmalige Prämie. An einem Freitag wurde darüber abgestimmt und für die Prämie votiert – bis auf zwei Stimmen, darunter die der Freundin Juliette, die Sandra nun drängt, übers Wochenende wenigstens sieben Kollegen umzustimmen. Juliette konnte den Chef überreden, die Wahl am Montag zu wiederholen, weil einige unter Druck gesetzt worden seien.

Dieser einfachen Geschichte wird auch der Titel gerecht: «Deux jours, une nuit». Doch das jüngste Werk der Dardenne-Brüder, der konkurrenzlosen Meister glasklarer Sozialdramen («L'enfant»), ist keineswegs so schlicht, auch wenn es in anderthalb Stunden nichts anderes zu sehen gibt als eine verzweifelte Frau, die nicht betteln, aber um ihren Job kämpfen will, die von Tür zu Tür geht und versucht, die Kollegen für ihre Lage einzunehmen – wie eine Mischung aus Sisyphus und (un)heiliger Johan-

na. Sie fühlt sich als Nichts, wenn ihr mit dem Argument, sie habe nie «die volle Leistung» gebracht, die Tür gewiesen wird. Nur ihr Mann Manu (Fabrizio Rongione) und ihre Freundin halten tapfer zu ihr und richten sie wieder auf.

Aber Sandras Selbstdemütigungsgefühl wird auch von jenen Kollegen hart auf die Probe gestellt, die Verständnis für ihre Lage haben, aber erklären, auf die Prämie angewiesen zu sein: von Hausschulden über geleistete Investitionen bis zur Ausbildung der Kinder werden als Gründe genannt. Mag Sandras Wochenend-Tortur auf den ersten Blick schrecklich nüchtern sein, ist die Bildsprache zugleich von hohem Raffinement. So «skizzenhaft» die Gespräche an den Wohnungs- und Haustüren wirken, bringen sie die soziale Verfassung der jeweiligen Familie zur Wirkung. Sandras psychische Befindlichkeiten wiederum werden beiläufig visualisiert. So sind mal die Türklingeln hoch angebracht, was sie kleiner erscheinen lässt; ein andermal trägt sie ein T-Shirt in der Ockerfarbe der Hauswand (als würde sie von ihr aufgesogen). Jeder Canossagang wirkt, als würde ihre Energie durch die Sohlen ihrer Schuhe im Boden versickern. Da pulsiert hoher emotionaler Druck.

Schuldzuweisungen gibt es nicht; keine Guten, keine Bösen. Der Zuschauer wird (wie Sandra) einem Wechselbad der Empfindungen ausgesetzt. Wer würde schon auf die Prämie

verzichten? Sandra weiss das, was ihre Solidaritätsbittgänge zu einem Tanz auf Rasierklingen macht. Wie hier Kapitalismus auf seine rohe Substanz, aufs Geld, entfleischt wird und wie die Frage «Sandra oder Bonus?» alles Menschliche zerreisst, das ist meisterlich. Mit jeder Tür, die sich Sandra öffnet, wird sie nur mit Nöten konfrontiert. Marion Cotillard spielt die fragile, dem Nervenzusammenbruch nahe Jobkämpferin brillant. Wenn sie mit den Kollegen vor ihren Türen redet, scheint ihr Gesicht aus Wachs, das an einer Kerze herunterrinnt, das Rinnen spürt und es zu verhindern versucht. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Hin und weg** — Hannes (Florian David Fitz) und seine Frau Kiki (Julia Koschitz) treffen sich mit ihren Freunden zur jährlichen Radtour. Diesmal geht's nach Belgien. Was die Freunde nicht wissen: Hannes leidet an einer unheilbaren Nervenkrankheit und will in Belgien Sterbehilfe beantragen. Die Runde ist entsetzt und kurz davor auseinanderzubrechen. Christian Zübert («Lammbock») ist eine verblüffend sensible und emotionale Tragikomödie gelungen; im deutschen Film eher rar. ★★★★★



Diesmal geht's nach Belgien: «Hin und weg».

**Love, Rosie** — Ein putziges Märchen über die Blindheit der Liebe. Ein Pärchen (Lily Collins, Sam Claflin), das sich seit Kindertagen kennt,

liebt sich wie ein Geschwisterpaar und driftet deshalb mit verschiedenen Partnern hinaus in die Welt. Doch die beiden ahnen dunkel, dass nur sie zusammengehören, können es sich aber lange, lange nicht eingestehen. Eine britisch-deutsche Koproduktion mit einem deutschen Regisseur, die erstaunlich verspielt und charmant ist. ★★★☆☆



Erstaunlich verspielt: «Love, Rosie».

**Liebe und Zufall** — Das Rentnerpaar Elise (Sibylle Brunner) und Paul (Werner Rehm), seit fünfzig Jahren verheiratet in einer Villa am «Züriberg», wird auf einmal mit Zufällen konfrontiert: Als Elise ihren Hund zu einem jungen Tierarzt bringt, will sie den Arzt küssen und fällt in Ohnmacht. Sie glaubte, in ihm ihre längst verflossene Jugendliebe zu sehen. Paul wiederum fährt eines Abends einen Mann an, bringt ihn in die Klinik und freundet sich mit ihm an. Er leitet eine Theatertruppe, die Elise unterstützt – und es folgen Schicksalsverknüpfungen der verwegenen Art. Man kann lange rätseln, was Fredi M. Murer («Höhenfeuer») damit beabsichtigt. Es geht zu und her wie im Groschenroman. In den *Sylvia*-Heften werden ungeahnte familiäre Verbindungen verschachtelt, nicht, um dem echten Leben nahezukommen, sondern köstlicher Zufälle willen, die zu Friede, Freude, Eierkuchen hinführen. Man kann nur hoffen, Murer hat sein «Liebe und Zufall» ironisch gemeint. Sonst bleibt Ratlosigkeit. ★☆☆☆☆

## Fernseh-Kritik

### Nichts als Klischees

Von Alex Baur

Der Kanton Zürich will Fürsorgebezüger das Auto verbieten, das Baselbieter Sozialdepartement «Klienten», die jede Kooperation verweigern, auf Nothilfe setzen. Die SRF-Nachrichtensendung «10 vor 10» nimmt das Thema auf, lässt eine Betroffene, natürlich anonymisiert und nicht überprüfbar, über angeblich unmenschliche Sanktionen klagen. Ein Soziologe behauptet, Repression sei kontraproduktiv. Skos-Co-Präsident Felix Wolffers (SP) relativiert, es seien doch nur



Peanuts: Skos-Co-Präsident Wolffers.

Einzelfälle, gemessen am ganzen Sozialkuchen seien die Fürsorgekosten Peanuts.

So weit, so schlecht – nichts Neues unter dem Firmament. Doch das reicht «10 vor 10» nicht. Redaktor Peter Düggeli findet heraus, dass die Sozialhilfekosten explodiert sind – und dass es keine seriöse Untersuchung zu den Ursachen gibt. Also setzt er sich ins Auto, fährt durchs Land – und wird fündig. Die IV sei strenger geworden, heisst es, die Integration in den Arbeitsmarkt schwieriger, teure Integrationsmassnahmen seien unumgänglich.

Wirklich? Auch diese unbelegten wie zweifelhaften Behauptungen sind nicht neu. Nach wie vor reichen die Sozialämter über einen Viertel ihrer Klientel an die Sozialversicherungen weiter. Zynisch wird es, wo die Invalidenversicherung mit einem Rollstuhlfahrer illustriert wird, womit diese wirklich kaum noch zu tun hat. Reporter Düggeli sei kein böser Wille unterstellt. Das Thema sprengte den Rahmen eines News-Magazins. Obwohl der Beitrag die Hälfte der Sendung verschlang, bekam der Zuschauer nicht mehr als Klischees serviert.

10 vor 10: 27. Okt., 21.50 Uhr, SRF 1.

## Fragen Sie Knorr

Der Ehekriegsfilm «Gone Girl» wird überschwänglich gelobt und ist an der Kasse erfolgreich. Wieso fällt niemandem die Frauenfeindlichkeit auf? Auch wenn er ein Macho ist, das perfidere Spiel treibt doch sie. Oder nicht? Ch. K., Luzern



Der Film, das wissen Sie ja, wird aus zwei Perspektiven erzählt. Ein Ehepaar zieht eine Bilanz seiner Ehe. Dass die Schlüsse ihrer fünfjährigen Ehe unterschiedlich, eben subjektiv, ausfallen, ist doch klar. Eine objek-

tive Wahrheit gibt's nicht und wäre auch kompletter Irrsinn in einer Story, die spannend sein möchte. Um möglichst drastisch zu schildern, wie fremd sich die Partner sind, hilft die Thriller-Dramaturgie, die besonders plastisch den Partner oder die Partnerin als fremdes Wesen zur Wirkung bringen kann. Die Frau kommt dabei nur scheinbar schlechter weg. Die Figur ist Ausdruck der verschobenen Geschlechter-Machtbalance. Das ist die Pointe.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Caipirinha statt Sachertorte

Neues aus Zürichs Gastronomie: Vom Wagnis «Louis» bis zum Treffpunkt für Ladies' Lunches. Von Hildegard Schwaninger



Positive Energie: Charles Aellen, Lars Krauss.

So viel positive Energie, wie bei der Eröffnung des Restaurants «Louis» in Zürich Wollishofen in der Luft lag – das muss ein Erfolg werden! Eine hübsche Gästeschar drängte sich, superattraktiv, wie Hochglanzmagazinen entstieg, der Frauenüberschuss war enorm, und alle wünschten Lars Krauss, der das Wagnis «Louis» eingeht, nur das Beste. Auch Marina Hofmann, Mitglied der Geschäftsleitung von Bianchi, dem Nummer-eins-Fischlieferanten der Schweiz, zeigte sich optimistisch. Die prachtvolle Lage direkt am See, die gemütliche Atmosphäre (alles weiss mit pastellfarbenen Samtfauteuils) hinter bombastischen Glasfenstern, und der neue Wirt plant, Mittagmenüs schon zwischen zwanzig und dreissig Franken anzubieten. Investiert hat er in das neue Lokal eine halbe Million Franken. Parkieren kann man, nach 19 Uhr, beim benachbarten Trois-Pommes-Check-out von Trudie Götz.

Bisher hat die Location Seestrasse 457 nicht viel Glück gehabt. Es begann mit dem «Blu», wo Jeannine Meili (heute Pächterin «Pflugstein», Erlenbach; «Rebe», Herrliberg; «Rössli», Zollikon) wirkte, der Besitzer, ein Textilkaufmann, das In-Restaurant aber bald zumachen musste; dann gab es zwei weitere Pleiten (einmal Wolf Wagschal und seine Lago Gastro AG mit dem «Riva», dann das Kurzgastspiel des «Roi»). Jetzt, nachdem das Lokal vier Jahre leer stand,

wagt Lars Krauss den Neustart. Der gutaussehende Walliser ist Quereinsteiger. Er war jahrelang Partner (geschäftlich und privat) von Starcoiffeur Charles Aellen, das «Louis» ist sein erster Versuch in der Gastronomie. Die Kunst, Neues zu wagen, ist immer bewundernswert, aber sie scheint Lars Krauss auch zu stressen. Wenige Tage vor dem grossen Opening wurde ihm, nach einem Besuch beim Nachbarn Thomas Krebs in der «Seerose», wegen Alkohol am Steuer der Führerschein entzogen.



Kluger Schachzug: Antonio Sturiale.

Weitere Neuigkeiten aus der Gastronomie sind vom «La Zagra» zu vermelden. Besitzer Antonio Sturiale, Star der italienischen Küche, hat mit dem Engagement von Ex-«Kronenhalle»-Restaurantchef Paul Senn einen

klugen Schachzug gemacht. Es gab Publizität, und Senn ist ein Magnet für eine gute Klientel. Jetzt konnte Sturiale das angrenzende Haus Blumenau von den Besitzern Roland Möhrle und Peter Kuhn (Bauunternehmung Möhrle & Kuhn) übernehmen; am 3. November findet die Neueröffnung von «La Trattoria» statt.

Gin Tonic und Caipirinha statt Sachertorte und Cremeschnitten heisst es ab 13. Januar 2015 im «Nachtcafé Felix». Das etwas betuliche «Café Felix», das Felix Dätwyler und Adolf Teuscher gehört und für seine überbeuerte heisse Schokolade bekannt ist, macht immer um 21 Uhr dicht. Viel zu früh für eine lebendige Stadt wie Zürich, wo die Leute gern feiern. Das hat sich Bastian Grabaum, Ex-Barchef des «Terrasse», gedacht, der jetzt im «Felix» die Nächte organisiert. Das «Café» wird ab Januar um 18.30 Uhr geschlossen, dann übernimmt Grabaum mit dem «Nachtcafé». Geöffnet bis 2 Uhr früh, später soll es sogar bis 4 Uhr früh geöffnet sein.

Illustre Gesellschaft im Restaurant «Razzia» (Geschäftsführer: Stefan Roth), In-Spot für Ladies' Lunches. Die Goldschmiedin Beatrice Rossi lud zur Juwelenschau. Viel Sicherheitspersonal war in dem im Stil der goldenen zwanziger Jahre eingerichteten Lokal postiert; was gezeigt wurde, ging in die zweistelligen Millionenwerte. Armbänder, Ohrgehänge, Manschettenknöpfe, hochkarätige Brillant-



In-Spot: Graziella, Elvira und Beatrice Rossi.

ringe – alles war schön auf Kissen präsentiert; gemmologiekundige Damen demonstrierten und verkauften. Beatrice Rossi und ihre drei Schwestern sind eine eingeschworene Familie: So war auch Mutter Elvira Rossi da, in deren Gasthaus in Schaffhausen die Töchter das Tüchtigsein gelernt haben. Schauspielerin Graziella Rossi, Schwester der Gastgeberin, kam mit ihrem Partner, Schauspieler Helmut Vogel. Sie mussten schnell wieder weg, weil sie an diesem «Zürich liest»-Wochenende diverse Auftritte hatten. Unter anderem im Landesmuseum, weshalb man an dem Cocktail auch Museumsdirektor Andreas Spillmann sah.

### Im Internet

www.schwanagerpost.com

## Befreite Existenz

Die Künstlerin Bea Paraire, 40, und der ehemalige Manager Scott Johnson, 51, haben ihren Lebensstil maximal reduziert. Das Resultat: Weniger Abfall, mehr Liebe.



«Alles wird einfacher»: Paar Paraire-Johnson.

**Scott:** Wir trafen uns vor achtzehn Jahren an einem Swimmingpool – seither sind wir ein Paar. In Frankreich aufgewachsen, suchten wir in den USA den amerikanischen Traum: Für den Erfolg und die Karriere taten wir alles, und die immer grösser werdenden Häuser und Garagen mussten natürlich ständig mit neuen, teuren Dingen gefüllt werden.

**Bea:** Wir konsumierten exzessiv. Doch irgendwann wurde es uns zu viel. Es steckte keine Ideologie, keine spirituelle Einsicht hinter dem Gefühl der materiellen Überbelastung. Zum Glück empfanden wir ähnlich: in einem Moment, als wir nach dem Wochenende fünf riesige Abfallsäcke auf die Strasse schleppten.

**Scott:** Wie es der Zufall will, befanden wir uns kurz darauf in einer finanziell schwierigen Phase. So begann ein Experiment, das sich immer mehr ausweitete. Unser kleines Haus ist heute sehr hell und minimalistisch eingerichtet, es gilt das Prinzip: Jedem Familienmitglied steht ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl zu. Das Spielzeug für die Kinder beziehen wir secondhand und verkaufen es erneut, wenn sie keinen Spass mehr daran haben. Zudem konzentrieren wir uns heute auf gemeinsame Erlebnisse, was unseren Söhnen beinahe automatisch die Natur näherbringt.

**Bea:** Wir laufen nicht als Hippies durch die Gegend, aber von allzu viel Eitelkeit musste ich mich im Zug des neuen Lebensstils doch verabschieden. Kleidergeschäfte betrete ich nur noch zweimal pro Jahr, und wenn ich etwas kaufe, entsorge ich zu Hause sofort ein altes Stück. Mein einziges Abendkleid lässt sich auf fünf verschiedene Arten tragen. Kosmetika stelle ich heute selbst her.

**Scott:** Zuerst soll man grosse Dinge reduzieren, die man nicht braucht: Kleider, Möbel, elektrische Geräte. Radikal vorgehen ist wichtig, sonst bringt es keine sichtbaren Erfolge. Bei Neuanschaffungen muss man darauf achten, dass sie recycelbar sind, dann kann man sich guten Gewissens wieder von diesen Dingen verabschieden.

**Bea:** Natürlich sind wir in der Zwischenzeit Spezialisten, haben verschiedene Komposthaufen und kaufen Lebensmittel nur noch in Geschäften ein, die ihre Produkte in unsere mitgebrachten Behälter abfüllen. In Europa gibt es solche Geschäfte nur selten, aber man kann dennoch offene Lebensmittel in Hülle und Fülle kaufen; Käse, Eier, Butter, Fleisch, Brot. Auch die meisten Hygieneartikel haben wir abgeschafft: Seife natürlich nicht. Wir kaufen offene Stücke und nutzen sie für Haut und Haar. Nach einer Eingewöhnungsphase erreicht man irgendwann den Punkt, an dem alles automatisch funktioniert und alles einfacher wird. Unsere Familie produziert heute auch nur noch extrem wenig Abfall, die jährliche Menge passt in ein einziges Vorratsglas.

**Scott:** Manche Leute werfen uns vor, ein solcher Lebensstil sei für die gehobene Mittelklasse leichter durchführbar als für jene, die wenig Geld zur Verfügung haben. Tatsächlich geben wir heute vierzig Prozent weniger Geld aus als früher – ohne auf Dinge verzichten zu müssen, die uns wirklich am Herzen liegen. Wenn wir uns Dinge schenken, dann sind es Ausflüge und Reisen. Meine berufliche Veränderung konnte ich ohne Stress durchziehen, weil ich wusste, dass die Familie mit wenig bestens versorgt ist. Heute sind wir zufriedener, und anstatt mit Konsumgütern füllen wir unser Haus mit Liebe.

Bea Johnson: Zero Waste Home. Scribner.  
[www.zerowastehome.blogspot.com](http://www.zerowastehome.blogspot.com)

Protokoll: Franziska K. Müller

## Taschendiebe

Von Andreas Thiel — Für den Bestohlenen sieht es immer anders aus als für den Dieb.

**Evi Allemann:** Halte den Dieb!

**Handtaschendieb:** Wieso? Ihnen geht es doch auch ohne Handtasche gut genug.

**Evi Allemann:** Deswegen dürfen Sie mich doch nicht einfach so bestehlen!

**Handtaschendieb:**

Ich stehle nicht, ich verteile um.

**Evi Allemann:** Was verteilen Sie um?

**Handtaschendieb:** Den Reichtum von oben nach unten.

**Evi Allemann:** Sie verteilen nicht um, Sie bestehlen ehrbare Menschen.

**Handtaschendieb:** Wieso? Sie sind doch Politikerin. Einen ehrbaren Menschen würde ich nie bestehlen. Zudem sind die Menschen, welche Sie bestehlen – Verzeihung: besteuern – auch ehrbare Menschen. Oder besteuern Sie etwa nur Diebe?

**Evi Allemann:** Diebe sind kriminell. Diebe nehmen anderen etwas weg.

**Handtaschendieb:** Dann sind Politiker Diebe.

**Evi Allemann:** Politiker stehlen nicht, Politiker verteilen um!

**Handtaschendieb:** Sehen Sie? Das Rechtsempfinden eines Politikers ist das Rechtsempfinden eines Diebes.

**Evi Allemann:** Das ist eine Beleidigung!

**Handtaschendieb:** Stimmt – und zwar für den Dieb. Denn ein Politiker hält sich, wenn er angeklagt ist, immer noch für den Richter.

**Evi Allemann:** Hilfe! Polizei!

**Handtaschendieb:** Als Berner Politikerin würde ich nicht so laut schreien.

**Evi Allemann:** Wieso nicht?

**Handtaschendieb:** Ihr Berner klaut nicht Handtaschen, sondern zockt via Finanzausgleich jedes Jahr gleich über eine Milliarde Franken von kleineren Kantonen ab und behauptet dann, den kleineren Kantonen gehe es auch so noch gut genug.

**Evi Allemann:** Das Geld ist nicht gestohlen!

**Handtaschendieb:** Wie nennt ihr denn diesen Diebstahl?

**Evi Allemann:** Umverteilung!

**Handtaschendieb:** Sehen Sie?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Wein

# Aufgeklärte Weine

Von Peter Ruedi



In der letzten Ausgabe der *Revue du Vin de France* nimmt Jean-Marie Guffens, Winzer im burgundischen Mâconnais, seinem Naturell gemäss wieder einmal kein Rebblatt vor den Mund. Der Chardonnay-Spezialist referiert über das Problem der vorzeitigen Oxidation von Weissweinen und zieht unter anderem auch gegen die Bio-Kultur vom Leder: «Bio» habe auch zu überproportionalem Einsatz des «mächtigen Oxidans» Kupfer in den Reben geführt und damit überdies ganze Böden nachhaltig vergiftet. Und was die Biodynamik angeht: In der dritten Nacht nach Vollmond vergrabe er keine mit Mist gefüllten Kuhhörner im Weinberg, da schlafe er. Überhaupt verstehe er nicht, wie Rezepte, welche vor hundert Jahren ein «Illuminat bar jeder Kenntnis des Rebbaus» verfasst habe (er meint Rudolf Steiner), von Nutzen sein könnten. Guffens' jenseits aller Spiritualität entstandene Weine sind hervorragend, aber jene von Fred Loimer im österreichischen Langenlois (Kamptal) sind es nicht minder, und der bewirtschaftet seit 2006 seine sechzig Hektaren nach eben den von Guffens verachteten Grundsätzen der Biodynamik. Woraus wir den angesichts des Glaubensstreits nach beiden Seiten ketzerischen Schluss wagen, es möge doch jeder nach seiner Façon selig werden. Solange uns nur sein Wein im Glas schmecke; den würden wir schliesslich trinken und nicht die Philosophie seines Herstellers. Loimers Grüner Veltliner 2013 ist schon in der einfachsten Version aus dem Stahltank eine helle grüngelb funkelnde Freude: grüne Äpfel, viel Würze, ein Hauch von Zitrone, etwas Mango, rassige Säure. Ein Wein für jede Gelegenheit: ideal für einen fulminanten Start in einen grauen Tag, aber ebenso, wenn ich nach einem langen Abend mit gewichtigen (oder auch nur wichtigtuerschen) Weinen Gaumen und Geist klären will mit einem Schuss Transparenz zum Schluss. Ein «aufklärerischer» Wein (wenn es so etwas gibt), durch den gesehen sich die Welt insgesamt etwas klarer ausnimmt, als sie ist. Die Kenntnis von Goethes gesammelten Schriften zur Naturwissenschaft ist dafür keine Voraussetzung.

**Fred Loimer: Grüner Veltliner Langenlois-Kamptal 2013.** 12,5%. Weinhandlung am Küferweg, Fr. 16.90. [www.kueferweg.ch](http://www.kueferweg.ch)

## Zu Tisch

# «El Bulli» lebt

«Molekularküche» ist bei vielen Feinschmeckern kein beliebtes Wort. Zu Unrecht, wie man in Barcelona sehen könnte. Von David Schnapp



Hochentwickeltes Kunsthandwerk: Albert Adrià «Tickets Bar».

Manche Feinschmecker benutzen das Wort Molekularküche, als würden sie mit spitzen Fingern eine fremde gebrauchte Unterhose vom Teppichboden ihres Hotelzimmers aufheben. Einfacher gesagt, sie mögen weder das Wort noch die gewaltige Veränderung, die sich eigentlich dahinter verbirgt. Jahrelang pilgerten die *foodies* ins «El Bulli» von Ferran Adrià, wo sein Bruder Albert als Genie der Patisserie galt. «El Bulli» mag Geschichte sein, dessen Wirkung hält aber an. Wohl hat Adrià mit allerlei technischen Mätzchen die tradierten Gewohnheiten des Restaurantpublikums gestört, aber ebenso hat er einer ganzen Generation von Köchen neue Wege eröffnet und Denkansätze ermöglicht. Die Adriàs haben mit Macht gezeigt, dass sich das Kochen wie jedes andere hochentwickelte Kunsthandwerk stetig verändert und immer auch Abbild der Zeit und ihrer Möglichkeiten ist.

Deshalb sollte man der Molekularküche, wofür einige Leute bereits einen Schaum auf dem Teller halten, etwas respektvoller begegnen. In Barcelona gibt es die Möglichkeit, einen gelungene Abend mit den Segnungen der avantgardistischen spanischen Küche zu erleben, wenn man im «Tickets» von Albert Adrià einen Platz bekommen hat. Das Lokal ist eine Art Tapasbar der nächsten Generation mit jungem, gutgelauntem Personal (und Gästen), Musik und Signatures an den Wänden von Besuchern, die

sich hier schon kulinarisch unterhalten liessen: Die Liste reicht von Woody Allen über Pep Guardiola zu Ron Wood und Sean Penn – von Hollywood bis zum FC Bayern.

### Grossartige Kleinigkeiten

Das Tapas-Konzept ist einfach: Man kriegt Häppchen um Häppchen, entweder bis man «Stopp!» ruft, oder aber man bestellt einfach, was einem gerade gefällt. Zubereitet werden die grossartigen Kleinigkeiten in verschiedenen offenen Küchen mit beträchtlichem Aufwand: Bis zu 25 Köche arbeiten für 80 Gäste, die etwa eine falsche Erdnuss vor sich haben, die so intensiv schmeckt, als hätte man noch nie eine Erdnuss gegessen. Es gibt leicht scharf eingelegte Olivensphären oder ein knuspriges Anchovis-Sandwich mit Tomaten, das beweist, wie gut das Einfache sein kann, wenn man es gut macht. Am Ende summieren sich auf meiner Rechnung 25 Tapas (Stückpreis: 1.50 bis 6.90 Euro) zu einem einmaligen Erlebnis aus hervorragender Küche und Rock'n'Roll. Es beweist auch, dass all jene falschlagen, die der Molekularküche einen frühen, schnellen Tod prophezeit hatten.

**Tickets Bar**, Avinguda Paral'lel 164, 08015 Barcelona. [www.ticketsbar.es](http://www.ticketsbar.es)  
Sonntags und montags geschlossen.  
Ausführliche Besprechung des Menüs auf: [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





Auto

## Hoch auf dem weissen Wagen

In einem Range Rover war Platzmangel noch nie ein Thema. Aber jetzt gibt es das grosse SUV noch etwas grösser. *Von David Schnapp*

Wer schon je einen Range Rover, den britischen SUV-Klassiker von Land Rover, gefahren hat, kam kaum auf die Idee, dass dieses Auto noch grösser sein könnte. Die Briten sahen dies offensichtlich anders und streckten den genau 4999 Millimeter langen Range Rover auf eine Variante mit verlängertem Radstand, die sich nun auf 5199 Millimeter verteilt – bei unverminderter Breite von ebenfalls stattlichen 2220 Millimetern.

So wird das Auto zu einer (noch grösseren) höchst komfortablen, hochbeinigen und geländegängigen Luxuslimousine, die im Fall unse-

res Testwagens über vier Einzelsitze mit Massagefunktion, zwei Kühlschränke (vorne und hinten), flauschige Teppiche, weiches Leder, grosse Bildschirme für die beiden Fond-Passagiere und andere Reiseannehmlichkeiten mehr verfügte. Dazu gehört auch der grosszügige Kofferraum mit 909 Liter Volumen, was fast doppelt so viel ist wie in einem normalen Kombi und bei abgeklappten Rücksitzen auf 2345 Liter ausgebaut werden kann.

### Nur der Wind pfeift

Wer als Fahrer hinter dem Holz-und-Leder-Lenkrad Platz nimmt, fühlt sich nicht nur erhaben, sondern auch leicht entrückt von den Widrigkeiten des Autobahnalltags. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die Luftfederung, die den grossen weissen Wagen, als wäre er eine stattliche Jacht, sanft schaukelnd über den Asphalt wiegt. In manchen Situationen schien es aber, als würden die mächtigen 21-Zoll-Räder einen Teil des Federungskomforts neutralisieren und gewisse Unebenheiten auf der Fahrbahn überraschend direkt nach innen weiterleiten.

Dennoch: Auf der Autobahn ist der lange Range Rover beim Thema «bequeme Langstrecke» nur schwer zu schlagen. Alle Beteiligten reisen in höchstem Masse komfortabel, und selbst bei hohen Geschwindigkeiten strahlt der Wagen eine Art ewig währende Souveränität aus wie die britische Krone höchstselbst. Die Umwelt nimmt man höchstens wahr, wenn der Wind um die bratpfannengrossen Aussenspiegel pfeift oder wenn man an einer Tankstelle von seinem Führerstand hinuntersteigen muss, um dem 5-Liter-8-Zylinder-Kompressor-Motor neuen Brennstoff zuzuführen. Immerhin 2413 Kilogramm Leergewicht müssen hier bewegt werden, budgetiert werden hierfür gemäss Norm 13,8 Liter Benzin auf 100 Kilometer. Ein Wert, den wir erstaunlicherweise über etwas mehr als 1000 Kilometer (viel Autobahn, etwas Stadt und Landstrasse) mit 12,2 Litern noch unterbieten konnten. Bei all dem Komfort geht fast vergessen, dass das Auto eine zupackende, praktische Seite hat, auch wenn wir die Möglichkeit, 90 Zentimeter tiefe Wasser zu durchfahren, nicht ausschöpfen konnten.

Der lange Range Rover hat von allem viel – oder zu viel, das ist eine Frage des Standpunktes. An Platz und Komfort mangelt es nicht, und wer im Auto reist oder sich fahren lässt, erwartet genau das. Zusammengefasst lässt sich der Wagen so beschreiben: Eine grosse Sache ist noch etwas grösser geworden.

### Range Rover 5.0L V8 Supercharged LWB

Leistung: 510 PS, Hubraum: 5000 ccm  
 Höchstgeschwindigkeit: 225 km/h  
 Preis: Fr. 176 000.–; Testwagen: Fr. 201 980.–





«Das ist okay»: Ehefrau und Entertainerin Beller.

MvH trifft

## Irina Beller

Von Mark van Huisseling — Man muss die «Luxus-Lady» und «Millionärgattin» nicht mögen. Aber man kann.

Ich fürchte, das wird ein langweiliges Gespräch – ich bin einverstanden mit vielem, was Sie sagen. [«Wenn Sie eine Ehe anstreben, müssen Sie geben lernen, aber vor allem nehmen können.» Oder: «Immobilien bleiben, wenn der Mann geht.» Über sich sagt sie: «Ich bin ganz oberflächlich.»] – «Oh.» – «Ich denk, das meiste, was Sie schreiben [in «Hello, Mr. Rich – So heirate ich einen Millionär», ihrem How-to-Buch für Frauen, die einen reichen Mann resp. dessen Geld wollen], wissen Männer schon – Sie geben es bloss nicht zu.» «Ich denke genau das Gleiche. Komischerweise habe ich von Männern allgemein bessere Reaktionen. Frauen denken: «Was kann diese dumme Frau mir schon sagen? Nur weil es bei ihr funktioniert hat, heisst das nicht, dass es überall so ist.» – «Ich denke, dass auch Frauen, wenn sie ehrlich sind und frei von moralischen Auflagen, finden: «Frau Beller hat recht.» – «Genau, aber viele wollen es nicht

sehen, sie wollen die rosarote Brille aufbehalten. Meine Fans sind ganz junge Frauen, Achtzehnjährige, sie finden mein Buch nützlich.»

Irina Beller ist Ukrainerin, in Moskau aufgewachsen, und lebt seit fast zwanzig Jahren, als sie zum zweiten Mal heiratete (und zum ersten Mal einen Schweizer), in der Schweiz. Das ist aber nicht ihr *claim to fame*; bekannt ist sie als «Luxus-Lady aus Pfäffikon» (*Obersee-Nachrichten*), «provokierendste Millionärgattin der Schweiz» (*Weltwoche*) sowie Star der Reality-TV-Show «Die Bellers» auf 3+, in der ferner ihr dritter Ehemann, Walter Beller, 65, Unternehmer im Immobiliengeschäft, zu sehen ist. Ich habe einen guten Eindruck von Frau Beller bekommen – ich fand sie offen und ehrlich vom Wesen her sowie lustig und interessant im Gespräch. Zuallererst aber fand ich, sie sei ein Profi: Wenn sie ein Interview gibt, gibt sie ein Interview. Mit anderen Worten, sie sagt, was sie denkt, regt Leser an und auf, denke ich. Das Gespräch fand statt im «Baur au Lac»;

sie trug ein schwarzes Deux-Pièces mit kurzem Rock und eine Lederjacke von Yves Saint Laurent, Ankle Boots mit hohen Absätzen von Gucci, dazu Collier, Ohrschmuck plus Ring von Cartier.

«Ist es für Sie Untreue, wenn ein Mann zu Prostituierten geht?» («Welcher Mann ist treu? Ich kenne diese Männer nicht. Der Mann nimmt immer die Chancen wahr, die sich bieten.») – «Für mich beginnt der Betrug eines Manns dort, wo man als Frau nicht mehr auf ihn zählen kann. Zum Beispiel wenn du [eine Frau] krank wirst, und statt seelisch zu dir zu stehen, hat er eine Affäre. Das ist Betrug im Herzen. Aber rein körperlich ... Wenn sich ein Mann, oder eine Frau, was gönnt, solange man es nicht merkt, es die Würde der Frau nicht erniedrigt, er es mit Style macht, das ist okay.» – «Was finden Sie schlimmer, wenn er zu Prostituierten geht oder eine Geliebte hat, die er nicht zahlt?» – «Das ist ein Mythos, jede Frau kostet Geld, auch die Geliebte, eine ein bisschen mehr, eine ein bisschen weniger ... Mit einer Geliebten ist es viel schlimmer, damit hätte ich Mühe. Was ich auch schlimm fände: Wenn er fremdgeht und es nicht kann, wenn es herauskommt und das Land darüber lacht – richtige Männer können richtig fremdgehen.»

«Ich war sechs Jahre lang sogenannter Gesellschaftskolumnist, aber Sie sind mir nie begegnet – gehen Sie auf die falschen Feste?» – «Das ist die falsche Vorstellung von mir, ich bin kein Partygirl, ich gehe sehr selektiv und sehr wenig aus.» – «Wo gehen Sie hin? Jetzt ist wieder Saison ...» – «Alles, was gekommen ist [Einladungen], haben wir abgesagt – Kispi-Ball [Kinderspital], «Who is Who» ... An den Opernball gehen wir und an den Rotkreuzball.» – «Ich hab gelesen, Ihr Mann habe fünfzig Millionen. Wenn man Ihren Auftritt anschaut, könnte man meinen, es sei mehr – gut gemacht. Wie viel hat er?» – «Ich sag es so: Man hat so viel, wie man ausgeben kann. Der Rest ist Buchwert. Im Moment sind es vielleicht mehr als fünfzig Millionen, weil die Immobilienpreise hochgegangen sind. Uns geht es gut.» – «Dolly Parton sagt: «Es kostet viel Geld, so billig auszusehen.» Sie?» – «Das ist mein Zitat auch, ja; wenn du vor Publikum auftrittst, ist Showtime. Erscheinen und scheinen.» – «Stört es Sie, dass fast nur *Blick am Abend*, *20 Minuten* und «Glanz & Gloria» über Sie berichten?» – «Klar ist es mein Wunsch, mehr in der *Weltwoche* oder im *Magazin* vorzukommen; ich will nicht arrogant wirken, aber das ist mein Niveau. Aber die breite Masse muss man auch füttern, und ich bin das perfekte Futter.» – «Weshalb wollen Sie berühmt sein?» – «Es ist Anerkennung irgendwie, es geht im Leben um Anerkennung. Es wäre traurig, wenn du existierst – und kein Mensch bemerkt es.»

**Ihr liebstes Restaurant:** «Machen wir's so, ich sage: Jacky [Donatz], der «Sonnenberg.» – «Ist das Ihre Küche?» – «Ich liebe Steak, aber ich esse es nature, ohne Sauce.» Restaurant «Sonnenberg», Hitzigweg 15, Zürich, Tel. 044 266 97 97

1	2	3	4		5	6	7	8		9	10	11	12	13
14				15		16			17		18			
19														
20						21					22			
			23		24				25	26				
27		28							29			30		31
32					33	34		35				36	37	
				38				39			40			
41	42		43		44						45			
46				47				48						
49											50			
	51							52						

**Lösungswort** — Bei ihr treten die Gegensätze klar hervor

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Tapas, darauf serviert. 5 Loch mit erschreckendem Inhalt. 9 Was aus dem First Folk Festival am Lac Léman geworden ist. 14 Musse, für Cicero elementar. 16 Wunder gibt es immer wieder ist ein berühmtes. 18 Die Begrenzung ist Einheit ist Währung. 19 Merkmale, die wir mal mögen, mal nicht. 20 Tut man in Chansons oft und traditionell. 21 Nicht Muskat sondern Maskat – wo sind wir denn da? 22 Wir lernen ihn bei der Bibellektüre oder beim Mondflug kennen. 23 Harrison, der im untergegangenen Schiff überlebte. 25 Knapp untertitelte Originalfassung. 27 Der Wassersportler ist auch ein tierischer Flieger. 29 Gut fürs Wasser und zum Waschen. 32 Die Weise aus Italien zeigt sich in klassischer Art. 33 Königlicher Suppenverächter. 36 Nicht die Formel 1 sondern die von Bariumoxid. 38 Wie sich die kurze Äusserung hier äussert. 39 So genannte Hansen-Krankheit. 41 Tage, von denen Brasilianer schwärmen. 44 Folgt auf drei Flop-Karten und den Turn. 45 Der TV-Sender ist wie gemacht für italienische Kunst. 46 Ziemlich irrsinnig: Die ... glauben, sich nie zu ... 48 Der und der Henker, da war Dürrenmatt mit im Spiel. 49 Sie mag es mit Windungen und Wendungen. 50 Bei ihr gilt: richtige Jahreszeit gleich Tätigkeit. 51 Ende von 47 senkrecht in Verdoppelung. 52 Dringend, gar zwingend, meinen coole Banker.

**Senkrecht** — 1 Nicht MoMA in New York sondern das in Los Angeles. 2 Manche werden zu Moralisten. 3 Die Katze erinnert an ein Land. 4 Der himmlische Schein scheint auch bei Heiligen. 6 Reginald Dwight, so genannter John. 7 Der Kaiser ist kein Käser sondern dortiger Vorstandsvorsitzender. 8 Wenn's beim Tessiner dämmert, sieht er es so. 10 Antonin, Franzose und genial-verrückter Schauspieler, Regisseur usw. 11 Man mag ihn schlank wie beleibt, Hauptsache duftend. 12 Zuerst war man einer, später hat man vielleicht einen. 13 Sippeneigentum, germanisch, adlig. 15 Folgt sie auf den Brief, dient sie nicht der Erkennung. 17 Wirklich schrecklich, wie sie in der Gegend herumtrampelten. 24 Mauerausbuchtung. 26 Er ist sicher, die Stunde nicht, wussten schon die alten Römer. 27 Sie sind auf der Arabischen Halbinsel zu Hause. 28 Liebesbeziehung, Paco de Lucia und sie. 30 Sie unterscheiden sich teils kaum vom Vorgegebenen. 31 Berg und Namensgeber des Départements in Südfrankreich. 34 Der Monte in der Toscana erinnert an eine Geliebte. 35 Estland: Hafenstadt und Fluss. 37 Nachweis, dass man ziemlich weiss im Gesicht ist. 40 Beim Prinzen Ermias Selassie fehlt etwas. 42 Jonathan Swift ist einer von ihnen. 43 Pest, ein verwirrender Begriff. 47 Aus einem umgedrehten Netz machen die 42 senkrecht eine Zehn.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 390

P	H	R	A	S	E	F	E	L	D	B	E	R	G
A	E		A	P	F	E	L	U		P	O	E	
P	A	S	S	A	H	M	E	T	A	P	H	E	R
A	V	I	O	N	D	E	C	O	L	L	E	T	E
E	N	E	B	E	N	R	A	M	E	N			
A	M	M	E	N	C	S	T	U	T	E	N		
L	A	U	T	A	K	T	I	E	A	R	M	E	
B	R	E	T	O	N	E	L	A	N	E			
E	I	N	K	A	L	T	B	L	U	E	T	I	G
R	A	D	I	A	L	W	E	I	T	U	S	A	
N	E		P	O	P	E	N	A	T	T	E	R	
E	R	D	I	G	R	U	I	N	U	N	O		

**Waagrecht** — 1 PHRASE 5 FELDBERG 11 APFEL 12 POE 13 PASSAH 16 METAPHER 19 AVION (franz. f. Flugzeug) 20 DECOLLETE 21 NEBEN 22 AMEN 23 AMMEN 25 STUTE (weibl. Kamele; gütig: unfruchtbar, keine Milch gebend) 26 LAUT 27 AKTIE 28 ARME (Ganesha: Hindu-Gottheit) 30 BRETONE 32 ELAN 34 EIN 35 KALTBLUETIG (Buchtitel v. T. Capote) 39 RADIAL 40 WEIT 41 USA 42 POPE (engl. f. Papst) 43 (Würfel-) NATTER 44 ERDIG 45 RUIN 46 UNO (ital. f. eins)

**Senkrecht** — 1 PAPA (Koseform v. Vater und kirchl. Bezeichnung des Papstes) 2 RESI (Reis) 3 SAANEN 4 EPH 5 FEMEN 6 ELEC(-tion, engl. f. Wahl) 7 DUAL 8 EPHEMER 9 ROETE 10 GERENNE 14 AVE MARIA 15 SONETT (im dt. Barock: Klinggedicht) 17 TORTELLINI (Legende: die Teigwaren gehen auf Koch zurück, der Nabel seiner Ersehnten aus Teig formte) 18 PLATANE 20 DECKEL 23 ALBERN 24 MUENDER 25 SIEBE (-n) 27 ANALOG 29 MEISEN 31 OKAPI 33 AUTAN 36 TWER (Wert) 37 TUTU (Desmond: südafrik. Bischof)

**Lösungswort** — GENIALITAET

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



175  
PATEK PHILIPPE

Nautilus Ref. 5712/1A  
[patek.com](http://patek.com)